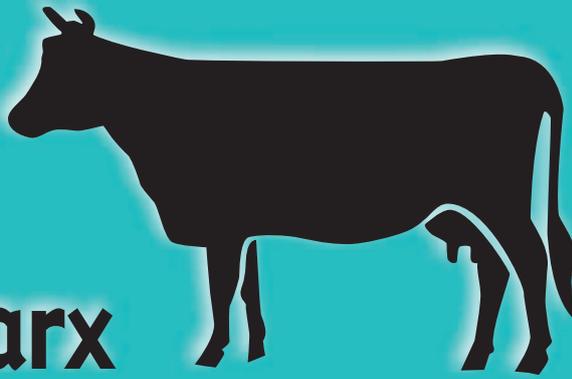


# Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe  
des Caritasverbandes  
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 42  
Mai 2013



*Hoffnungsschimmer  
in der Trostlosigkeit –  
Behindert sein  
in Russland*



Liebe Leserinnen und Leser!

Oft wurde ich in den letzten Wochen auf die Debatte um die Kontrollen bei den Nichtregierungsorganisationen (NGOs) in Russland angesprochen.

Ich bin mir sicher, dass die NGOs keine Konfrontation mit dem Staat wollen. Im Gegenteil: Sie wollen gemeinsam mit den staatlichen Behörden einen politischen Wandel und eine zivilgesellschaftliche Entwicklung vorantreiben. Sie wünschen sich einen Staat, der konstruktive Kritik und Pluralismus duldet oder sogar unterstützt.

Die gegenwärtigen Zeichen sind widersprüchlich. Einerseits führt der Staat einschüchternde unangekündigte Kontrollen durch, andererseits gibt es bereits eine Zusammenarbeit zwischen Staat und NGOs, vor allem im sozialen Bereich. Es gilt derzeit, diesen Spannungsbogen auszuhalten und darauf zu hoffen, dass der Staat die Vorteile einer vielfältigen, mitgestaltenden Zivilgesellschaft verinnerlicht.

Schwester Elisabeth Jakubowitz, Caritasdirektorin in Sibirien, schrieb uns im März 2013, dass Moskauer Referenten derzeit in allen größeren Städten Russlands Seminare zum Thema „Zivildienst und Rolle von NGOs“ abhielten, so auch bei ihnen in Novosibirsk. „Interessant war die Information“, so Schwester Elisabeth, „dass

Russland jetzt sehr zielstrebig das System von sozialer Leistungserbringung vorantreibt und die Arbeit von fähigen NGOs finanziell gut unterstützen will, um die Finanzierung und damit den Einfluss aus dem Ausland deutlich zu verringern. Auch wenn die Motivation eher landesspezifisch ist, sehe ich das grundsätzlich als sehr positive Entwicklung an.“

In dieser „Kuh“-Ausgabe lesen Sie, mit wie viel Kraft und Energie unsere Partner unter zum Teil schwierigen Rahmenbedingungen arbeiten. Dies zeigt sich besonders beeindruckend in der Titelgeschichte zur Behindertenhilfe in Sankt Petersburg und dem Hauskrankenpflegeprojekt in Marx.

„Du musst Dich auf die Orte konzentrieren, wo Du helfen kannst. Und nicht versuchen, immer die Lösung für das Elend der Welt zu finden.“ Im Sinne dieses Zitats von Dave Eggers (amerikanischer Schriftsteller) werden wir mit Hilfe unserer Spender weiterhin alles dafür tun, Projekte für Menschen voranzutreiben, die in Russland am Rande der Gesellschaft leben und dringend auf Hilfe angewiesen sind.

Anfang Juni 2013 wird Bischof Clemens Pickel aus unserem Partnerbistum St. Clemens mit einem Gottesdienst in Marx sein 25-jähriges Priester- und sein



Foto: Heike Prior.

15-jähriges Bischofsjubiläum feiern.

Wir gratulieren Bischof Pickel dazu sehr herzlich und wünschen ihm für die Zukunft alles Gute und Gottes Segen.

Ihr Ottmar Steffan

Unser **Russisches Cafe** auf der Osnabrücker Maiwoche wird wieder geöffnet sein! Vom **9.-20. Mai 2013** finden Sie uns im renovierten Gewölbekeller des Generalvikariats, Hasestraße 40a, Osnabrück. Probieren Sie Krimsekt, russisches Bier, Birken-saft und leckere Kleinigkeiten.

Außerdem finden Sie unseren schönen **Matrioschka-Stand** in diesem Jahr wieder beim Gartenfestival der Ippen-purg in Bad Essen (**20.-23. Juni 2013**).

Editorial.....	3
<b>Behindert sein in Russland</b>	
Verlassen und vergessen.....	5
„Integration und Inklusion sind für Russland ganz neu“ .....	9
Helfende Hände für Menschen mit Behinderung .....	15
<b>Kinder helfen Kindern</b>	
80 Päckchen bereiten 80 Mal Freude bei russischen Kindern .....	18
<b>Haus der Stille</b>	
Haus der Stille bezugsfertig.....	20
<b>Freiwillig in Russland</b>	
Eindrücke der Freiwilligen 2012/2013.....	22
<b>Russlandkarte</b> .....	24
<b>Slavjanka - Beispiel eines sibirischen Dorfes</b>	
Leben im Nirgendwo.....	26
<b>10 Jahre „Mutter und Kind“ in Sankt Petersburg</b>	
Schutz des Lebens für Mutter und Kind.....	29
<b>Morgenandachten von Bischof Pickel</b>	
„Vergessen Sie die Stillen nicht!“ .....	32
<b>Pflegeprojekt Marx</b>	
Das Projekt der Barmherzigkeit.....	37
Das Gefühl geben, Mensch zu sein .....	38
<b>Kurznachrichten</b>	
Augenblick mal.....	42
<b>Spenden-Statistik</b>	
Eine Kuh für Marx unterstützte 2012 Projekte mit über einer Million Euro .....	44
<b>Impressum - Spendenformular</b>	
Wir über uns .....	46

## Verlassen und vergessen

Noch scheint die Situation von Menschen mit Behinderung in Russland trostlos, doch immer mehr Gruppen und Vereine lehnen sich gegen die menschenunwürdigen Bedingungen auf

von Ottmar Steffan

**„Bei uns in Russland glaubt man nicht, dass man Menschen mit Behinderung besondere Aufmerksamkeit schenken sollte“, sagt Maria Ostrovskaja, Geschäftsführerin des Vereins „Perspektivy“ aus Sankt Petersburg. „Mitleid gibt es schon, aber die vorherrschende Meinung ist, dass behinderte Menschen keine Perspektiven haben und zu nichts nütze sind. Da reicht es doch, wenn sie ein Minimum an Fürsorge bekommen. So denken bei uns noch die allermeisten“, so Ostrovskaja. Der Verein „Perspektivy“ unterstützt Menschen mit Behinderung, damit sie ihre Fähigkeiten und Talente entwickeln und ihr Leben so gut wie möglich selbst in die Hand nehmen können. Ein hohes Ziel vor dem Hintergrund der vorhandenen Rahmenbedingungen.**

Menschen mit Behinderung bekommen in Russland „ein Minimum an Fürsorge, weit draußen am Stadtrand, in riesigen Heimen mit hunderten von Bewohnern“, so Ostrovskaja weiter. „Vernachlässigt von der Gesellschaft, von ihren Familien verlassen. Die meisten Kinder haben ihre Eltern zuletzt gesehen, als sie sie ins Heim brachten. Hier in Pawlowsk, vor den Toren Sankt Petersburgs beispielsweise, teilen sich 13 von



Geborgenheit, Nähe und Zuneigung fehlen häufig im Umgang mit behinderten Menschen in Russland. Russische Freiwillige leisten hier wertvolle Arbeit.  
Foto: Lisa Leonowa.

ihnen eine Pflegerin.“ Soziale Ausgrenzung, Diskriminierung,

fehlende gesellschaftliche Integration – die Lebenssituation von

Menschen mit Behinderung ist und bleibt eines der schwerwiegendsten gesellschaftlichen Probleme in Russland.

Von staatlicher Seite scheint die Praxis aus den Zeiten der UdSSR noch immer Bestand zu haben: Isolation. Aufgrund einer Anordnung des Gesundheitsministeriums der UdSSR von 1974 werden die Eltern von Ärzten dazu aufgefordert, Kinder mit geistigen Behinderungen oder psychischen Störungen in eine geschlossene Einrichtung zu geben. Das ist nicht nur legal, sondern durchaus üblich. Bis heute raten Ärzte den Eltern nicht selten, ihr Kind in staatliche Obhut zu geben, wenn schwere Entwicklungsstörungen diagnostiziert worden sind. So zitieren die Autoren Ulrike Preuß und Stanislaw Stroh in ihrem Artikel „Die Situation behinderter Kinder und die Entwicklung der Heilpädagogik in Russland“ aus 2006 einen Arzt mit: „Bekommen sie ein anderes, gesundes Kind, und machen sie sich um dieses Baby keine Sorgen.“ Die Kinder blieben früher bis zu einem Jahr nach der Geburt im Krankenhaus. In dieser Zeit erhoffte sich das Krankenhaus, dass sich fremde Familien dieser armen Geschöpfe annahmen, was leider viel zu selten geschah. So beschloss man, die Kinder nach einigen Wochen in ein Kinderheim zu geben.

Eine Förderung der Heimkinder ist in der Regel nicht vorgesehen. Sie werden lediglich versorgt und gepflegt. Ohne Förderung können viele nicht gehen, sich nicht selbstständig anziehen und noch nicht mal mit

dem Löffel essen. Dinge, die viele von ihnen durchaus erlernen könnten.

Und Maria Ostrovskaja erklärt: „Die Mütter werden von der Gesellschaft vollkommen alleingelassen. Es muss ein Umdenken stattfinden, wir brauchen dringend Aufklärung. Noch immer werde ich von Menschen gefragt, glauben sie wirklich, dass solche Kinder leben sollten?“

### **Bekommen Sie ein gesundes Kind**

Nur sehr langsam kommen positive Prozesse in Gang: „Wir haben ja lange gar nicht gewusst, wie Menschen mit Behinderung sich überhaupt entwickeln können. Und wir pferchen sie weiterhin in diese Riesenheime, in diese Fabriken, das ist unmenschlich. Viele glauben immer noch, behinderte Menschen hätten nur biologische Bedürfnisse. Das steht bis heute so in

der russischen Fachliteratur“, erklärt Ostrovskaja. „Unsere Projekte sind absolute Ausnahmen. Wir erreichen damit nur eine kleine Minderheit. Die schwer behinderten Heimkinder sehen ihr Leben lang keine Pädagogen. Niemand kümmert sich um die Persönlichkeit eines behinderten Kindes und um seine Entwicklung.“

Ein solches Heim habe ich vor 10 Jahren mit der Italienerin Alberta Declara, der Leiterin eines Familienhauses der Gemeinschaft Johannes des XXIII. in Elista, besucht. Es war ein riesiges Heim, etwa eine Autostunde von Astrachan entfernt. In meinem damaligen Tagebuchaufzeichnungen habe ich folgende Eindrücke festgehalten: „Über einen zugezogenen Vorhang betreten wir einen großen Raum mit 15 Betten. Je drei Betten der Länge nach nebeneinander, ein schmaler Gang an der Seite, so auch 15 Kinder,



Zurückgelassen auf den Säuglingsstationen im weiten Russland – Kinder, deren Leben kurz nach der Geburt im Heim beginnt und dort in der Regel auch endet. Foto: Ottmar Steffan.

die meisten im Kindergartenalter. Der vordere Teil des Zimmers, zur Türe hin, besitzt einen quadratischen größeren Holztisch mit zwei einfachen Stühlen davor. Unter dem Tisch kauern zwei der älteren Kinder. Abgemagert, in ein einfaches Schlafhemd gehüllt und eifrig monoton vor sich hin wippend. [...] Ein größeres Mädchen sitzt im Rollstuhl und lächelt uns zu. Im hinteren Bereich liegt etwa die Hälfte der Kinder in ihren Bettchen, zum Teil schlafend, zum Teil monoton zur Decke starrend. Sie sind nicht in der Lage, ihre Betten zu verlassen. Zwei von ihnen haben eine starke Körperbehinderung an Armen und Beinen und eine extreme Wirbelsäulenverkrümmung. Sie können nur liegen und warten, gefüttert und gesäubert zu werden.

In der hintersten Reihe liegen drei Kinder fast nackt auf dem Bett, ein Kind hat einen total aufgeblähten Bauch, wie ich es vorher noch nie gesehen habe. Es sieht so elend aus. Doch noch schlimmer und mir ins Gedächtnis gebrannt sind die beiden anderen. Bis auf das Skelett abgemagert, tiefe Augenhöhlen, die dunklen großen Augen auf einen Punkt an der Decke gerichtet. Keine Reaktion als ich mich näherte. Auch die vielen Fliegen auf dem kleinen Körper nehmen von mir keine Notiz. Ein Geruch von Urin und Kot weht durchs Zimmer. [...] Alberta steht bei dem Mädchen im Rollstuhl, es ist Sveta. Bis vor kurzem lag sie wie die anderen Kinder Tag für Tag im Bett, Abwechslung nur durch Mahlzeiten und Körperpflege. Alberta besucht sie häufig und hat die Direktorin gebeten, Sveta in ih-

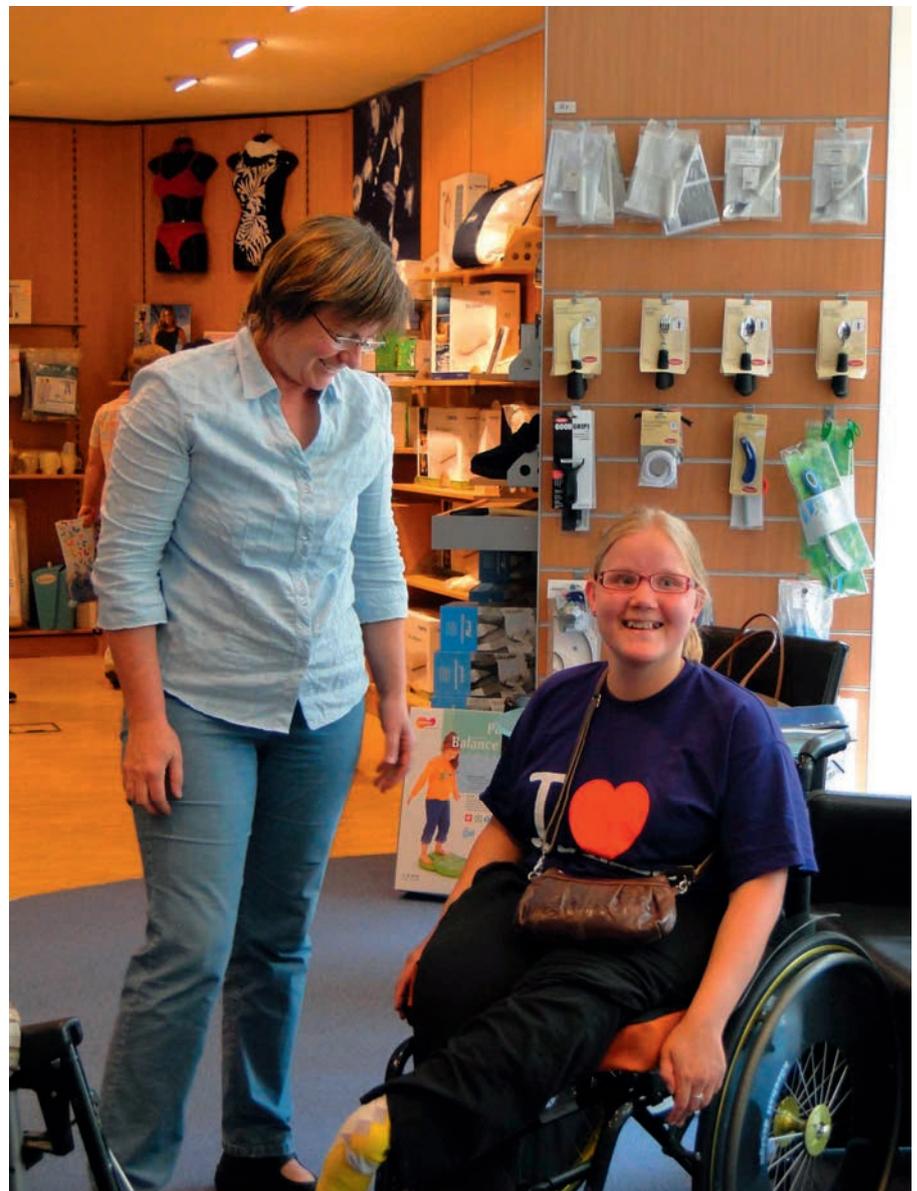
re Familiengemeinschaft aufnehmen zu können. Bislang ohne Erfolg.

Die Mitarbeiterin, die uns die ganze Zeit begleitet, bittet uns langsam zu gehen. Die Kinder bekämen Mittagessen. Wir verabschieden uns von Sveta und den anderen und haben eine ganze Menge mit uns selber zu tun.“

Fast 10 Jahre sind meine Aufzeichnungen her.

Überall stoße ich im Internet bei aktuellen Artikeln auf reißerische Überschriften und Wehklagen über die Situation: Zeit online: „Behindert in Russland - erschießen Sie sich“. Amnesty International Russland: „Behindert und weggesperrt“. Spiegel online: „Behinderte sieht man hier nie“. Deutschland Radio: „Weggesperrt und vergessen“.

So entsetzlich die heutige Situation auch weitgehend noch zu sein scheint, so vehement



Ihr ist ein Heimleben erspart geblieben: Sveta, die mit ihrem Schulabschluss gar auf einen Platz in der russischen Arbeitswelt hofft - hier bei der „Anprobe“ ihres neuen Rollstuhls mit Gabriele Gehrmeier, in Osnabrück im Sommer 2012. Foto: Sabine Hahn.

stemmen sich immer mehr Elterninitiativen und Nichtregierungsorganisationen (NGOs) gegen die völlige Isolation von Menschen mit Behinderung – in kleinen und großen Schritten.

Alberta Declara, die mich damals in Astrachan begleitete, hat seit fünf Jahren in dem Gemeinschaftshaus in Elista eine kleine Werkstatt für Menschen mit Behinderung eingerichtet. Im „Alberta-Haus“ lebt Sveta, die Alberta damals tatsächlich aus dem Heim holen konnte, nun bereits viele Jahre. Ihre Lebensgeschichte und ihre persönliche Entwicklung bis zu einem Schulabschluss und gerade begonnener Berufsausbildung ist bereits früher in „Eine Kuh für Marx“ beschrieben worden.

Organisationen wie die Caritas und beispielsweise der Sankt Petersburger Verein „Perspektivy“ kämpfen schon seit den 90er Jahren für die Rechte und die Verbesserung der Lebenssituation von behinderten Menschen in Russland. Den zivilgesellschaftlichen Gruppen ist es zu verdanken, dass in der Gesellschaft langsam ein Wandel stattfindet, hin zu einem offeneren Umgang mit Menschen mit Behinderung. So ist es das Ziel dieser zivilgesellschaftlichen Kräfte, nicht mehr nur allein die materiellen Notlagen zu lindern, sondern die soziale Teilhabe auszuweiten und nachhaltige Lösungen für behinderte Menschen zu finden, wie die Schaffung von Kindergärten, Schulen

und angepassten Arbeitsplätzen. Die Arbeitslosigkeit arbeitsfähiger Schwerbehinderter beträgt derzeit fast 80 Prozent.

Auch der Staat ist aus seiner Letargie erwacht. Im September 2012 hat Russland die UN-Behindertenrechtskonvention unterzeichnet und sich damit selbst in die Verantwortung genommen, die Menschenrechte für die Lebenssituation behinderter Menschen zu verbessern, um ihnen die gleichberechtigte Teilhabe bzw. Teilnahme am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. Es gibt Hoffnung, dass sich das Bild von Menschen mit Behinderung in der russischen Gesellschaft grundlegend wandeln wird. Eine Vielzahl von jungen Organisationen und Initiativen versucht, einen menschenwürdigen und offenen Umgang mit behinderten Menschen in Russland voranzutreiben und die Situation in den staatlichen Heimen zu verbessern.

Auch in Russland wird das Wort „Inklusion“ in den Mund genommen, doch es wird ein sehr langer Prozess in Russland werden, die Lasten der Sowjetzeiten aufzuarbeiten und abzubauen.

Noch ist es traurige Realität, dass Menschen mit Behinderung in Russland in der Regel in Heimen lediglich verwahrt werden. Sie zu fördern, zu bilden und ihnen gar ein Recht auf Arbeit, eigenständiges Wohnen und Teilhabe am gesellschaftli-

chen Leben zu ermöglichen, erfordert ein gesamtgesellschaftliches Umdenken.

Die beiden folgenden Artikel von Lada Ismailskaja und Margarete von der Borch zeigen auf eindrucksvolle Weise, wie sich Caritas und „Perspektivy“ in Sankt Petersburg für die Rechte von behinderten Menschen einsetzen. „Perspektivy“ hat zusammen mit seinem deutschen Partnerverein „Perspektiven e.V.“ einen 15-minütigen Kurzfilm über seine Arbeit gedreht. Der Film „HEIM WEH“ ist im Internet anzuschauen.

Wenn sich viele gesellschaftliche Gruppen und Initiativen – so wie „Perspektivy“ und Caritas – zusammentun und gemeinsam ihre Ziele verfolgen, wird sich die Zivilgesellschaft entwickeln, die Russland so dringend braucht. Hoffnungszeichen dafür gibt es!

2012/2013 unterstützt „Eine Kuh für Marx“ die Caritas-schule in Sankt Petersburg mit 117.000 Euro aus Stiftungsgeldern für ihr Bildungsprogramm zur Qualifizierung von Fachkräften im Bereich der Arbeit mit schwer mehrfach behinderten Menschen.



Die Zahl der russischen Freiwilligen, die sich im sozialen Bereich engagieren, wird von Jahr zu Jahr größer.  
Foto: Ottmar Steffan.

## „Integration und Inklusion sind für Russland ganz neu“

Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention birgt viele Chancen - Caritas-schule ist einzige Fortbildungsmöglichkeit für Mitarbeiter der Behindertenhilfe in und um Sankt Petersburg

von Lada Ismailskaja

„Kolja will nicht mit der Gruppe spazieren gehen und macht nicht an allen Spielen mit. Was kann ich tun, um ihn dazu zu bewegen?“ fragt die Mitarbeiterin eines neu gegründeten Tageszentrums für Menschen mit Behinderung.

Diese oder eine ähnliche Fragen hört man in den Seminaren der Caritas-schule in Sankt Petersburg oft. Für den Seminarleiter sind solche Problemstellungen eine Chance: Ausgehend von alltäglichen Situationen kann er eine Diskussion

über den grundsätzlichen Umgang mit behinderten Menschen anstoßen. Es beginnt ein Gespräch darüber, was Vertrauen in unserem Leben bedeutet und inwieweit Eigenverantwortung zur Entfaltung des eigenen Potentials



Foto: privat.

**Lada Ismailskaya** war bis 2012 Direktorin der Caritasschule in Sankt Petersburg. Durch den brandenburgischen Priester Hartmut Kania, der seit Anfang der 90iger Jahre Direktor der Caritas Russland war, kam die heute 44-Jährige zum katholischen Glauben, wurde ehrenamtliche Mitarbeiterin der Caritas und leitete bis 1995 den Verein „Klettwitz“, der damals von Brandenburg aus Hilfsgüter für Bedürftige zur Caritas Sankt Petersburg schickte. Von 1995 bis 1999 absolvierte sie ihr Studium an der Katholischen Fachhochschule für Sozialwesen in Berlin. In dieser Zeit baute Pfarrer Hartmut Kania ein Haus im Stadtbezirk „Kolomjagi“ in Sankt Petersburg auf, in dem er die Caritasschule für Sozialarbeit und ein Altenheim integrieren wollte. Einen Monat nach Fertigstellung des Baus starb er. Lada Ismailskaya baute im Jahr 2000 die Caritasschule als Vermächtnis von Pfarrer Kania auf. Von 2005 bis 2007 nahm sie am Masterstudiengang „Erwachsenenbildung“ an der Evangelischen Fachhochschule in Nürnberg teil und erhielt den Master in Sozialmanagement an der Alice-SALOMON Fachhochschule in Berlin. Heute arbeitet sie als Deutschlehrerin und ist der Caritasschule als ehrenamtliche Helferin erhalten geblieben.

**führen kann. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminars erarbeiten gemeinsam einen Lösungsweg, der Kolja erlaubt, sein Leben – im Rahmen der Möglichkeiten, die ihm das staatliche Tageszentrum bietet – weitestgehend selbst zu bestimmen.**

Für viele staatliche Mitarbeiter, die in Sankt Petersburg mit Menschen mit Behinderung arbeiten, ist die Caritasschule die einzige Fortbildungsmöglichkeit. Auch ist es meistens die einzige Möglichkeit, sich mit der eigenen Arbeit auseinanderzusetzen.

### **Caritasschule existiert seit dem Jahr 2000**

Die Caritasschule wurde 2000 gegründet. Für mich gibt es aber eine längere Geschichte dahinter. Angefangen hat es 1991, als Pfarrer Kania aus der Diözese Görlitz nach Russland kam. Seine deutsche Gemeinde hat für Russland Pakete mit Lebensmitteln und Kleidung geschickt, und wir - junge russische Freiwillige - verteilten sie. Er nahm uns mit in die Einrichtungen für Menschen mit Behinderung und in die Kinderheime. Er zeigte uns unsere eigene Realität.

Einmal habe ich ein Paket zu einer Frau namens Walentina, nach Hause gebracht. Sie erzählte mir, dass es eine Vereinigung von Menschen in Rollstühlen gibt. Fast täglich unterhielten sie sich jahrelang telefonisch und wussten beinahe alles voneinander. Gesehen hatten sie einander jedoch noch nie.

Wir hatten einen Minibus aus Deutschland und Räume, in denen wir Pakete verteilten und

einige starke Freiwillige, die die Menschen in Rollstühlen tragen konnten. Wir entschieden uns, ein Treffen zu organisieren. Fröhlich und ausgelassen, festlich gekleidet trafen sie aufeinander. Menschen, die sich zuvor noch nie gesehen hatten, versuchten einander zu erkennen. Diese Treffen wurden zu einer festen Tradition: Wir hatten immer weniger Angst, etwas falsch zu machen. Wir fuhren ins Grüne und organisierten sogar ein Rennen um die Wette mit Rollstühlen. Nach unserem Wettlauf drehte sich Nina, über beide Wangen strahlend, zu mir um: „Wissen sie, ich war das letzte Mal vor über 20 Jahren in der Natur.“ Wir eroberten zusammen mit diesen behinderten Menschen die ganze Stadt. Sie fuhren in Museen und Theater, spielten in Rollstühlen Volleyball. Aus einer deutschen Paketaktion entstand allmählich die russische karitative Hilfe.

### **Viele Angestellte staatlicher Einrichtungen als Teilnehmer**

Wenige Jahre danach wurde die Caritas in Sankt Petersburg offiziell registriert und führt seitdem zahlreiche Projekte mit Menschen mit Behinderungen durch. Schließlich entstand die Caritasschule für Sozialarbeit in Sankt Petersburg, „damit man nicht nach Deutschland muss, um sich im Bereich der Sozialarbeit fortzubilden“, so Pfarrer Kania. Zunächst wurden alle Themengebiete der Sozialarbeit unterrichtet. Nach einer Bedarfsanalyse im Jahr 2008 wurde jedoch ein Schwerpunkt für die Caritasschule gewählt. Seitdem ist die Caritasschule ein Fortbildungszentrum für Mitar-

beiter der Behindertenhilfe. Die meisten Teilnehmer sind Angestellte von staatlichen sozialen Diensten.

Oft fragen uns Menschen aus Deutschland: Was hat sich in den letzten Jahren bei euch geändert? Wie leben Menschen mit Behinderung mittlerweile in Russland? Es ist immer so schwer, diese Frage zu beantworten. In Russland erscheinen Menschen mit schweren körperlichen und geistigen Behinderungen immer noch sehr selten im Stadtbild. So gewinnt man den Eindruck, es gäbe viel weniger Menschen mit Behinderung als in Europa. Der Schein trügt. Wie auch vor über 20 Jahren leben die meisten Menschen mit schweren Behinderungen in der Isolation. Sie wohnen in großen Heimen (bis zu 700 Menschen) außerhalb der Stadt oder zu Hause. Es gibt unzählige Menschen, die - so wie damals Walentina und Nina - so gerne ihr Heim oder Haus verlassen und anderen Menschen begegnen würden. Doch können sie es jahrelang nicht. An die Möglichkeit, eine Ausbildung zu absolvieren oder arbeiten zu gehen, ist gar nicht zu denken.

### **Werden die Chancen in Zukunft auch genutzt?**

Die Initiativen von behinderten Menschen, vor allem die Elterninitiativen werden immer stärker, aktiver und zahlreicher. Sie üben immer mehr Druck auf die Politik aus. Innerhalb der letzten 10 Jahre entstanden dank Elterninitiativen zahlreiche staatliche Strukturen. Wenn deutsche Spezialisten einige Institutionen dieser Art besuchen, so hört

man: „Weniger Raum, aber die Ausrüstungen sind wie bei uns!“ Im Augenblick wird intensiv an den Änderungen der Gesetzgebung in vielen Bereichen gearbeitet, die Menschen mit Behinderungen betreffen. Im September 2012 wurde auch die UN-Konvention der Behindertenrechte in Russland ratifiziert. Mit der Ratifizierung der Konvention wurde in Russland ein Prozess in Gang gesetzt, der in wenigen Jahren von der stärksten Trennung und Isolierung bis zum Angleichen an interna-

tigkeit und gesellschaftliche Teilhabe vor. Die wahre Veränderung zu diesen neuen Zielen hin kann nicht allein durch Gesetzesänderung oder Schaffung neuer Strukturen geschehen.

In der Gesellschaft allgemein und in den fachlichen Kreisen ist die Einstellung weit verbreitet, dass Behinderung als Problem, als Last empfunden wird, als etwas, das man „korrigieren muss“. Nicht zufällig heißt noch das der Sonderpädagogik entsprechende Studienfach „Defektologie“. Wenn es nicht möglich



Der kleine Micha hat Glück. Er lebt bei seinen Eltern in Saratow in einer kleinen Hochhauswohnung und wird liebevoll umsorgt. Es gibt sogar eine Elterninitiative in der Stadt, die um die Rechte ihrer Kinder kämpft und von der Caritas dabei unterstützt wird. Foto: Ottmar Steffan.

tionale Standards reichen könnten.

Diese Entwicklung bedeutet enorme Chancen für Menschen mit Behinderung in Russland. Doch werden die Chancen in Zukunft auch genutzt?

Die Konvention sieht in allen Lebensbereichen Selbstbestimmung, Gleichheit, Gleichwer-

ist, Korrekturen vorzunehmen, dann sei es besser, die Menschen mit Behinderung zu verstecken, lautet noch immer die gängige Meinung in Russland. Wenn diese Einstellung in Bezug auf Menschen mit Behinderung nicht hinterfragt wird, dann kann es dazu führen, dass nur in den Dokumenten die an westlichen Vorbildern orientier-

ten Integrationsziele formal festgeschrieben werden. Sie werden dann in der Praxis nicht umgesetzt. Es bedarf vor allem einer intensiven Aufklärungs- und Qualifizierungsarbeit sowie eines Austauschs mit Spezialisten anderer Länder.

Die von 2005 bis 2007 regelmäßig durchgeführten Tagungen der Caritasschule zum Thema „Persönlichkeit eines Menschen mit geistiger Behinderung“ haben zum ersten Mal Menschen aus ganz Russland und Europa zusammengebracht, die in diesem Bereich tätig waren. Das waren Direktoren von riesigen staatlichen Anstalten, Psychiater, engagierte Eltern, Leiter von Nichtregierungsorganisationen (NGOs), orthodoxe und katholische Priester und ausländische Praktiker. Die Themen waren ganz unterschiedlich, doch im Mittelpunkt stand immer die Persönlichkeit.

Es war nicht leicht, die Diskussionen zu moderieren, da die Teilnehmer unterschiedliche, zum Teil gegensätzliche Positionen vertraten. In staatlichen Heimen war es nicht üblich, Menschen mit geistiger Behinderung als Personen zu betrachten, sondern wie unmündige Objekte der staatlichen Fürsorge, für die alles entschieden wird. Die Bedingungen in Heimen waren katastrophal. Die Vertreter von NGOs, meistens engagierte Eltern, waren oft von ausländischen Experten ausgebildet. Sie hatten jahrelang für die Rechte von Menschen mit geistiger Behinderung gekämpft und wussten dabei doch, dass nach ihrem Tod ihre Kinder in die staatlichen Heime kommen

würden. So verkörperten die Heimdirektoren und Psychiater für sie diese unmenschlichen Strukturen. Man kann sich kaum vorstellen, wie emotional beladen die Diskussionen waren. Sie begrenzten sich anfangs auf gegenseitige Schuldzuweisungen und der Tagungsraum wurde zum „Schlachtfeld“. Nach und nach öffneten sich jedoch die Heimleiter und erzählten über die Probleme, denen sie hinter den hohen Mauern in weit gelegenen Dörfern ausgesetzt sind: überfüllte Heime, mangelhafte Finanzierung, die strengsten Vorschriften und Begrenzungen, minimale Gehälter, keine Fortbildungsmöglichkeiten und Informationen. Langsam hatten die Vertreter von NGOs bzw. die Eltern mehr Verständnis für die staatlichen Mitarbeiter. Nach und nach öffneten auch sie sich für die Ansichten der Eltern oder Vertreter von NGOs. Es waren die Heimleiter, die zu den nächsten Tagungen ihr ganzes Leitungsteam mitgenommen haben. Im Laufe dieser Tagungen war es klar, dass im Grunde die beiden „Feindeslager“ das Gute wollen.

### **Integration und Inklusion**

Dann stand die Frage im Raum: Was können wir gemeinsam verändern? Aus diesen Tagungen ist nach drei Jahren die Initiative entstanden, alle Eltern und staatlichen Mitarbeiter zusammenzubringen, die als Alternative zu staatlichen Internaten so genannte „betreute Wohnmöglichkeiten“ geschaffen haben. So konnten bei der ersten Tagung 2010 diese Menschen ihre Erfahrungen präsentieren und sich mit anderen aus-

tauschen. 2011 haben wir Gäste aus Deutschland eingeladen, die erzählt haben, wie vor mehreren Jahren Heime in Deutschland aufgelöst wurden und für Bewohner von Behindertenheimen verstärkt die Möglichkeit bestand, in eigenen Wohnungen oder Wohneinheiten zu leben. Es wurden im Laufe unserer Tagungen von den Arbeitsgruppen die notwendigen Gesetzesänderungen formuliert und beim Ministerium für Soziales eingereicht, um betreute Wohnformen leichter organisieren zu können.

„Ich halte die Caritasschule für einen sehr wichtigen Ort, der in Sankt Petersburg einmalig ist“, sagt die neue Direktorin der Caritasschule Anna Artamonowa: „Durch die Unabhängigkeit vom Staat gewinnt die Schule viele Möglichkeiten. Es können neue menschenwürdige Ansätze in der Behindertenarbeit vermittelt werden, die auf demokratischen Werten beruhen. Wir wollen uns im Gegensatz zu der gängigen medizinischen Vorstellung auf ein soziales Modell der Behinderung verständigen, die Anerkennung und Integration in die Gesellschaft meint. Wir sehen unsere Aufgabe darin, Ansätze, Theorien, praktische Erfahrungen zu präsentieren, die zur Integration beitragen. Das Thema „Integration/Inklusion“ ist ja für Russland ganz neu. Dafür organisieren wir ganz unterschiedliche Bildungsveranstaltungen (Seminare, Supervisionen, Tagungen, Runde Tische). Wir laden russische Spezialisten, die den Schritt zur Integration schon gemacht haben, sowie auch Fachleute aus Deutschland, Po-



Sie sollen profitieren: Kinder aus dem Heim in Pawloswk und anderen Heimen in und um Sankt Petersburg sollen gefördert und nicht nur grundversorgt werden. Um diesen Wandel herbeizuführen, bietet die Caritasschule gemeinsam mit dem Verein „Perspektiv“ Schulungen von Mitarbeitern in staatlichen Behinderteneinrichtungen an. Foto: Ottmar Steffan.

len, England ein. Im Moment ist die Caritasschule das einzige Fortbildungsinstitut, das regelmäßig Erfahrungsaustausch mit westlichen Spezialisten für alle, die in der Stadt mit behinderten Menschen arbeiten, anbietet.“

Im Juni 2012 führten wir in den Räumen der staatlichen pädagogischen Gerzen-Universität Sankt Petersburg eine Großveranstaltung für circa 200 Spezialisten aus ganz Russland durch. Diese Universität gilt als maßgeblich im Bereich der „Defektologie“ in Russland. Gekämpft wurde für jeden Teilnehmerplatz, so groß war das Interesse am Thema. Das Thema lautete:

„Der Mensch mit Behinderung in der Gesellschaft. Neue Wege bei der Unterstützung der Kommunikation“. Die in Russland fast noch nicht bekannten Formen der Kommunikation mit Menschen, die sich verbal nicht ausdrücken können, wurden von erfahrenen Praktikern aus Polen und England präsentiert. Am letzten Tag fand an einem Runden Tisch eine Diskussion mit Entscheidungsträgern darüber statt, wie die neuen Formen der Kommunikation in der russischen Behindertenarbeit eingeführt und im Rahmen der Ausbildung gelehrt werden können. Dank dieser Tagungen haben wir viele Lehrkräfte im Bereich

der Behindertenarbeit gefunden. Und so begannen wir ein intensives Fortbildungsprogramm für die Mitarbeiter staatlicher und nicht staatlicher Institutionen in Sankt Petersburg.

Die Caritasschule ist jedoch klein und kann alleine weder alle Veränderungen schaffen noch alle Interessierte in der Stadt ausbilden.

„Den Weg zur Veränderung sehe ich nur im systemischen Ansatz, also durch Zusammenarbeit unterschiedlicher Organisationen, die an einem Thema arbeiten“, berichtet Anna Artamonowa. „Ich sehe, dass eines der größten Probleme der meis-



Die Veranstaltungen der Caritasschule Sankt Petersburg stoßen, vor allem bei staatlichen Mitarbeitern der Behindertenhilfe auf großes Interesse. Foto: Caritasschule Sankt Petersburg.

ten Organisationen in Russland darin besteht, dass sie oft isoliert voneinander tätig sind. Für das Erreichen qualitativer Veränderungen ist es jedoch wichtig, Partnerbeziehungen aufzubauen, Menschen zu vereinen, die an einem Problem arbeiten. Ich sehe also die Aufgabe unserer kleinen Organisation weitgehend als Unterstützer, der zur Vereinigung beiträgt, einen konstruktiven Dialog zwischen Partnern initiiert und begleitet. Als Partner der Caritasschule sehe ich sowohl die Vertreter der Organisationen, die unmittelbar mit behinderten Menschen tätig sind, wie auch Vertreter von Bildungsinstituten, die Lehrpläne für Studium und Fortbildung vorbereiten bzw. aus- und fortbilden, oder auch die Personen, die auf der staatlichen Ebene Konzepte entwi-

ckeln oder Entscheidungen treffen“, so Artamonowa.

Am meisten sind Menschen mit schweren bzw. Mehrfachbehinderungen von der Isolation betroffen. Eine besondere Bedeutung gewann für uns die Frage der Begleitung und Schulbildung von Kindern mit schweren geistigen Behinderungen.

In diesem Jahr wurde dank der UN-Behindertenrechtskonvention gesetzlich festgelegt, dass auch Kinder mit schweren Behinderungen lernen dürfen. Immer noch sind jedoch Wörter wie „bildungsunfähig“ verbreitet. Die Ansätze der Bildung solcher Kinder sind in Russland fast noch nicht bekannt. In unserem derzeitigen Projekt sind wichtige Veranstaltungen für Lehrende geplant, die in Sankt Petersburg ab jetzt mit Kindern

mit schweren Behinderungen arbeiten sollen.

So ist aus einer deutschen Paketaktion nach und nach eine Tätigkeit entstanden, die bis zu gesetzesändernden Initiativen reicht. Hätten wir es uns am Anfang vorstellen können? Die Menschen, die Anfang der 90er Jahre für Russland liebevoll Pakete gepackt haben, planten es bestimmt auch nicht. Ich danke an dieser Stelle allen, die uns im Laufe dieser Zeit unterstützt haben: für die fachliche Begleitung, für die Finanzierung von meinen Stipendien, für ehrenamtliche Durchführungen von vielen Seminaren, für die Finanzierung unserer zahlreichen Projekte. Ich bin überzeugt, dass es auf lange Sicht Früchte tragen wird, auch dann, wenn Ergebnisse nicht immer gleich zu sehen sind.



Diese beiden kleinen Heimbewohner in Pawlowsk haben durch die Übungen mit den Bewegungstherapeuten des Vereins „Perspektivy“ schon gute Fortschritte gemacht. Foto: Ottmar Steffan.

## Helfende Hände für Menschen mit Behinderung

200 Kinder, 140 Erwachsene und 40 Familien werden heute von dem 1999 gegründeten gemeinnützigen Verein „Perspektivy“ in Sankt Petersburg betreut

von Margarete von der Borch, Gründungsmitglied von „Perspektivy“ und dem deutschen Unterstützerverein „Perspektiven e.V.“

**„Perspektivy Sankt Petersburg“ setzt sich seit 1995 für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit (mehrfachen) Behinderungen ein. Es begann mit der Begleitung eines konkreten Kindes, eines damals etwa fünfjährigen Jungen namens Vitalij . Heute arbeiten über 100 Mitarbeiter und Friedensdienstleistende für**

**den Verein und betreuen über 400 Menschen.**

Vitalij wurde im Sommer 1995 aus einem Kinderkrankenhaus, in dem er längere Zeit verbracht hatte, in ein staatliches Behindertenheim nach Pawlowsk überwiesen und hatte das Glück, im Krankenhaus mit einem freiwilligen deutschen Helfer Freundschaft geschlossen zu

haben: mit Dominik Schlun, der ein Jahr lang ehrenamtlich in Sankt Petersburg arbeitete.

Dominik begleitete den Jungen ins Heim und war schockiert von den Bedingungen, die er vorfand. Die Aufforderung, den Jungen ausziehen und die nachfolgende Erklärung, er brauche ja keine Kleidung, weil er im Bett liegen werde, war die

„Einführung“ in den Heimalltag. Je 15 zum Teil schwer behinderte Kinder lebten damals pro Raum ausschließlich in ihren Betten und wurden von einer unausgebildeten Hilfskraft in 24-Stunden Schichten betreut. Die körperliche und seelische Vernachlässigung der Kinder führte zu schweren Folgeschäden.

Dominik war in Kontakt mit mir, Mitgründerin des kleinen Vereins „Perspektiven e.V.“, mit dem wir seit 1992 Projekte für Straßenkinder in Sankt Petersburg unterstützten. Und eines unserer wenigen Mitglieder war eine in der Arbeit mit behinderten Kindern erfahrene Krankengymnastin und Bobath-

Therapeutin: Cornelia von Oppen. Sie kam im Herbst 1995 nach Sankt Petersburg, behandelte einige Kinder und gewann, genau wie Dominik Schlun, durch ihren Einsatz das Vertrauen der leitenden Ärztin. Gemeinsam wurde schnell klar, dass als erstes HELFENDE HÄNDE gebraucht wurden. Die Kinder aus den Betten zu holen, ihnen Zuwendung und Wärme zu geben, das war das Wichtigste. Wer könnte im Heim helfen und das täglich? Die Antwort war: deutsche Freiwillige bzw. Friedensdienstleistende. Es war ein Glück für die Heimkinder und für „Perspektiv“, dass der Gründer und damalige Leiter der Sankt Petersburger Caritas,

Pfarrer Hartmut Kania, bereits solche jungen Helfer in Sankt Petersburg hatte. Sie kamen von der „Initiative Christen für Europa e.V.“ in Dresden, deren Gründer und Leiter, Theobald Rieth S.J. bald darauf nach Petersburg zu seinen Caritas-Freiwilligen reiste, gemeinsam mit ihnen das Kinderheim besuchte und dann schon im Sommer 1996 die ersten Freiwilligen zu „Perspektiv“ entsandte. Die Freiwilligen bildeten das Fundament der Perspektiven Arbeit – und tun es bis heute.

So ist aus den Begegnungen von Menschen ein 1999 in Petersburg eingetragener Verein ent-



Ein jedes Kind hat ein Recht auf Schulbesuch. Seit einiger Zeit gibt es dank „Perspektiv“ auch in Pawlowsk die ersten Fördergruppen. Foto: Ottmar Steffan.

standen, dessen Mitarbeiter und Freiwillige heute rund 200 Kinder zwischen 4 und 18 Jahren im Kinderheim in Pawlowsk, 140 Erwachsene im Erwachsenenheim in Peterhof sowie 40 Familien betreuen. Der Verein betreibt zwei Tagesstätten, leistet Familien-Krisenhilfe, engagiert sich für die Beschulung der Kinder und setzt sich seit 2010 auch öffentlich für die Rechte von Menschen mit Behinderung und besonders von Heimkindern ein.

Von Anfang an ging es darum, konkreten Menschen in Not zu helfen – zunächst den in den Heimen von jeglicher Teilhabe ausgeschlossenen und schwer vernachlässigten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen und im zweiten Schritt den Familien, die ihr Kind nicht abgegeben hatten und dadurch ebenfalls von jeder Teilhabe an der Gesellschaft ausgeschlossen waren. Im Laufe der Jahre sind immer mehr „Instrumente“ dazugekommen, um dieses Ziel zu erreichen: die ersten drei Freiwilligen legten die Basis, dann kamen russische Mitarbeiter und immer mehr Freiwillige dazu – russische, deutsche und polnische.

Fortbildungen für die Heim- und „Perspektivy“-Mitarbeiterinnen halfen und helfen, die Betreuung zu verbessern. Öffentlichkeitsarbeit und das „Hinausgehen in die Gesellschaft“ (Ausflüge, Sommerlager, Ausstellungen etc.) tragen dazu bei, den großen Informationsmangel zu verringern und Vorurteile abzubauen. Lange Zeit war es nicht möglich, auch auf juristischer und auf politischer Ebene für die Rechte „unserer“ Menschen einzutreten, da die Ge-

fahr, dann aus den Heimen geworfen zu werden, zu groß war. 2010 änderte sich das und seither macht sich die „Perspektivy“-Mitgründerin und Direktorin Maria Ostrovskaja in Sankt Petersburg und darüber hinaus für die Rechte von Menschen mit Behinderungen stark und „Perspektivy“-Juristen beraten Betroffene und Mitarbeiter. Ein großer Erfolg auf diesem Gebiet ist die Umsetzung der Schulpflicht. Diese war jahrzehntelang in den Heimen missachtet worden – heute gehen fast alle Pawlowsker Heimkinder in die Schule.

„Perspektivy“ und die Caritas haben sicherlich gemeinsam, dass der scheinbar endlose Bedarf im sozialen Bereich Vereine und Aktive immer wieder vor die schwere Frage stellt: Können wir auch hier noch etwas tun? Wofür reichen die Ressourcen und Kräfte?

Die Caritas bzw. Pfarrer Kania begegneten diesem Problem schon sehr früh mit dem guten Ansatz, Menschen für diese Aufgaben fortzubilden und gründeten die Caritasschule.

Auch „Perspektivy“-Mitarbeiter haben von den Seminaren und Fortbildungen der Caritasschule immer wieder sehr profitiert und im Moment wird sogar ein gemeinsames Fortbildungsprojekt für Eltern, Ehrenamtliche und Fachleute durchgeführt!

Die Freundschaft mit der Caritas Sankt Petersburg hat sich über ein gemeinsames Fortbildungsprojekt im Kinderheim in den letzten Jahren sogar zu einer direkten Nachbarschaft entwickelt: Anfang 2011 hat im Monsignore Kania Haus in Kolumjagi eine Perspektivy-Tagesstätte ihre Türen geöffnet!

Die Kinder und Jugendlichen mit mehrfachen Behinderungen kommen von 10 bis 17 Uhr in die Tagesstätte und es gibt sogar vier Betten für Übernachtungen in einer „Kurzzeitpflege“.

Wie auch bei der Caritas Sankt Petersburg hat bei „Perspektivy“ die Unterstützung aus Deutschland und der Austausch mit deutschen Kollegen immer wieder sehr geholfen. Die Gegenseitigkeit ist ein wichtiges Element der Arbeit – am deutlichsten sieht man das wiederum bei den Freiwilligen: 1996 kamen die ersten deutschen Freiwilligen zu „Perspektivy“, 1997 fuhr die erste russische Freiwillige nach Deutschland und leistete ein Jahr lang Dienst in einer Behindertenreinrichtung. Ihr folgten viele weitere russische Freiwillige, von denen nach der Rückkehr einige zu wichtigen Mitarbeitern bei „Perspektivy“ wurden. Ein Jahr im Ausland, nicht als Gast oder Tourist, sondern als Freiwillige oder Freiwilliger in einer sozialen Organisation, ist eine Investition für das ganze Leben.

Seit 2011 ist der Freiwilligendienst bei „Perspektivy“ auch mit der Caritas Osnabrück verbunden: Natascha Zvereva absolvierte 2011/2012 ein Freiwilliges Soziales Jahr in Osnabrück und ist seit ihrer Rückkehr „Perspektivy“-Mitarbeiterin im Kinderheim in Pawlowsk. Und jetzt ist Dascha Nefedova in Osnabrück, auf die ihre Kollegen schon warten, damit sie ihre neuen Erfahrungen und Ideen in die Arbeit in Sankt Petersburg einbringen kann.

**Mehr Informationen unter:**  
[www.perspektivy.ru](http://www.perspektivy.ru)  
[www.perspektiven-verein.de](http://www.perspektiven-verein.de)



Die Frerener Kita-Kinder: Wir freuen uns, denn unsere Weihnachtspäckchen gehen auf große Reise! Foto: Kita Freren.

## 80 Päckchen bereiten 80 Mal Freude bei russischen Kindern

Weihnachtspäckchen-Aktion der Kita Freren ein voller Erfolg

von Ottmar Steffan

**Freren. Es war Anfang Oktober, als ich einen Anruf von Steffi Heider, Leiterin der katholischen Kindertagesstätte Sankt Franziskus im emsländischen Freren erhielt. Sie fragte mich, ob ich Interesse an einer Päckchenaktion für Kinder in Russland hätte.**

Zunächst zögerte ich ein wenig, dachte an das hohe Porto für die vielen Päckchen und die unsichere Paketzustellung, von der mir unsere Russlandfreiwilligen immer wieder berichten. Steffi

Heiders Begeisterung steckte mich aber schließlich doch an und wir begannen die Paketaktion für die Weihnachtszeit zu planen. 70 bis 80 Päckchen zu packen, sollte für die Kindergartenfamilien in Freren zu schaffen sein, meinte Steffi Heider. Um die Aktion logistisch gut vor Ort umsetzen zu können, nahmen wir unsere Freiwilligen mit ins Boot. Sie arbeiten im Rahmen des Freiwilligendienstes im Ausland (FDA) unter anderem in russischen Caritas-

Kinderzentren. In den Kinderzentren werden Kinder, die aus besonders problematischen Familiensituationen kommen, betreut. Drei Kinderzentren im europäischen Teil Russlands wurden ausgewählt: Sankt Petersburg mit der Freiwilligen Johanna Wieschebrock, Wolgograd mit Markus Husen und schließlich Astrachan mit Martina Hartong. Jedes Kinderzentrum wurde gebeten, Postkarten zu schreiben, auf denen in wenigen Sätzen die Kinder jeweils

kurz vorgestellt und auch ihre Hobbys angegeben wurden. Diese Karten hingen ein paar Wochen später an einer Wäscheleine in der Kindertagesstätte Sankt Franziskus und jeder, der wollte, konnte sich eine Karte mit nach Hause nehmen und ein Päckchen für dieses Kind zusammenstellen. Ende November gingen dann je zwei große Pakete (mit vielen kleinen Päckchen darin) auf die Reise nach Astrachan und Wolgograd und ein großes Paket nach Sankt Petersburg. So sparten wir eine Menge Porto. Kurz vor Weihnachten erreichte uns folgende Mail von Anna Tschernikova, der Leiterin des Kinderzentrums aus Astrachan: „Lieber Ottmar, heute sind die Geschenke bei uns angekommen. Vielen Dank dafür. Wir schicken euch ein Foto von den Kindern während sie die Pakete auspacken. Sie haben sich alle sehr gefreut. Einige Kinder haben einen Brief in ihrem Paket vorgefunden und würden diesen gerne beantworten. Wir schicken die Antworten dann zur Kita Freren zurück. Ein großes Dankeschön also nochmals. Alle haben sich sehr gefreut! Viele Grüße, Anna Tschernikowa und Martina als Übersetzerin.“

Und die Antwort von Steffi Heider darauf: „Ich freue mich so!!!! Ich hab schon bald Tränen in den Augen... Toll. Nach Astrachan sind zwei Pakete unterwegs. Ich hoffe, hoffe, hoffe, dass das zweite auch noch ankommt. Lieben Gruß, Steffi“. Ein paar Tage später kam das zweite Paket!

Auch die Wolgograder Päckchen sind zwischenzeitlich unversehrt eingetroffen. Das Sankt Petersburger Paket dage-



Die Astrachaner „Antoschka“-Kinder: Wir freuen uns, denn die Frerer Weihnachtspäckchen sind bei uns angekommen! Foto: Caritas Astrachan.

gen ist unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Bemängelt wurde die unzureichende Deklaration des Inhalts, der offensichtlich bei den anderen Paketen keine Rolle gespielt hat. Mit Hilfe einer erfahrenen Osnabrücker Spedition ist das Paket wieder auf dem Weg nach Russland.

Anfang des Jahres habe ich mich dann auf den Weg nach Freren gemacht, um den Kindergartenkindern von den Kin-

dem in Russland zu berichten. Ich habe mir vorher den Kopf zerbrochen, wie ich so jungen Menschen von der Lebenssituation unserer Kinderzentrums-Kinder berichten kann. Mit Hilfe meiner Fotos hat es dann wunderbar geklappt. Ich habe ganz bedächtig zuhörende Kindergartenkinder vorgefunden. Auch die Eltern waren sehr interessiert und ich bin froh, dass Steffi Heider meine anfängliche Skepsis zerstreuen konnte.



Die Frerer Kita-Kinder: Konzentriert und interessiert hören und sehen sie, wie arme Kinder in Russland leben. Foto: Kita Freren.

# Haus der Stille bezugsfertig

Schöner „Schlitten“ von 1955 sorgt hoffentlich in Zukunft als Mietauto für die Deckung der Nebenkosten – Text und Fotos: Ottmar Steffan und Clemens Pickel

Die Spender von „Eine Kuh für Marx“ und die Klosterbauer aus dem Bistum Osnabrück können stolz sein. Mit rund 32.000 Euro Spendengeldern und dem Arbeitseinsatz in Marx haben sie einen großen Teil dazu beigetragen, dass das Haus der Stille in den nächsten Woche eröffnet werden kann. Bischof Pickel bezeichnet das Haus der Stille als eine katholische Oase für die Mitarbeiter und Laien in seinem Bistum, um Kraft für ihren Alltag zu schöpfen.



**Liebe Leserinnen und Leser!**

Die Arbeiten am Haus der Stille sind in den letzten Wochen gut vorangegangen. Innen ist es so gut wie fertig, wenn auch noch ziemlich leer. Sanitär- und Kücheneinrichtungen sind in jeder der drei kleinen Wohnungen installiert. Was nun noch fehlt, sind Möbel, ein Geländer im Treppenhaus und Gardinen. Die Garagentore müssen noch gestrichen werden, und dann

kommen Zaun und Kreuzgang an die Reihe.

Schon bald werden die ersten Gäste kommen können, die hier in äußerlicher Ruhe inneren Frieden finden mögen, damit ihr Dienst auch in Zukunft ein leidenschaftliches Zeugnis des Glaubens sein kann.

Mit dem Geld werden wir wohl hinkommen. Sogar die Schweizergarde von Papst Franziskus hat beschlossen, uns nach Ostern einen Teil ihres Fasten-

opfers für das Haus zu übergeben. Zukünftige Ausgaben für Wasser und Energie werden wir möglicherweise mit unserem Wolga (GAZ 21), Baujahr 1955, bestreiten können, der in Heimarbeit von Tag zu Tag schöner wird. Allen Helfern, Betern und Spendern wünsche ich österliche Freude und Wohlergehen!

Mit herzlichen Grüßen,

Ihr Clemens Pickel



## Eindrücke der Freiwilligen 2012/2013



**Johanna Wieschebrock ist seit September 2012 in Sankt Petersburg.**

Krass, wie schnell die Zeit vergeht. Ich habe mich fix eingelebt und auch coole Freunde gefunden, das ist 'ne gute Sache. [...] Montags gehe ich zu Dasha, einem 15 Jahre alten Mädchen, das an Zerebralparese leidet. Sie ist sehr pflegebedürftig. Dienstags bin ich tagsüber bei Valentina. Valentina ist eine etwas korpulente, alte Frau, die ihr Bett nicht alleine verlassen und ihren Alltag nicht mehr selbstständig meistern kann.. Ihr helfe ich im Haushalt. Mittwochs arbeite ich im Kania-Haus und donnerstags bin ich im Malecki-Zentrum eingesetzt. [Dort] werden täglich 15 Leute mit mäßigen oder schweren geistigen Defiziten betreut. Freitags und montags arbeite ich im Kindertreff (Ostrowok). Meistens spiele ich mit den Kindern Gesellschaftsspiele oder wir malen zusammen. Die Kids haben sich sehr über das Halli Galli-Spiel gefreut, was ich ihnen als Gastgeschenk mitgebracht habe.



**Martina Hartong ist seit September 2012 in Astrachan.**

Es gibt verschiedene Projekte, in denen ich hier helfe oder arbeite. Im Kinderzentrum Antoschka bin ich für die jüngeren Kinder zuständig und sonst helfe ich dort, wo gerade Hilfe benötigt wird. [...]

Mit Mirella mache ich gemeinsam die Obdachlosenrunde und helfe ihr einmal in der Woche. Dort verteilen wir Butterbrote und Tee an Menschen, die auf der Straße leben und/oder arm sind. Die Menschen sind einem so dankbar und man tut wirklich etwas Gutes.

Mir gefällt aber auch die Arbeit im Antoschka. Es freut mich, wenn es Kinder gibt, die mich an die Hand nehmen und etwas mit mir machen wollen, sich freuen, wenn ich komme oder sogar traurig sind, wenn ich gehe.



**Markus Husen ist seit September 2012 in Wolgograd.**

Das Projekt, das ich betreue, ist sehr vielfältig. Zum einen helfe ich beim Wohnungslosenprojekt der Gemeinschaft Johannes XXIII. mit. Dort ist es meine Aufgabe, die Ausgabe von Suppe und Tee vorzubereiten und durchzuführen. Also sehr praktische Tätigkeiten. Jedoch interessieren mich natürlich auch die Menschen, die dieses Projekt in Anspruch nehmen und deren Schicksale. Ein Ziel von mir ist es, mich mit den Menschen zusammzusetzen und einmal zu hören, wie die Welt aus ihrer Sicht aussieht. Des Weiteren arbeite ich täglich, außer mittwochs und am Wochenende im Kinderzentrum „Maria“. Dort besteht meine Aufgabe darin, die Kinder zu betreuen und den Erzieherinnen zu helfen. Ich mache mit den Kindern Hausaufgaben in Englisch, spiele mit ihnen und helfe ansonsten, wo ich kann.

## Eindrücke der Freiwilligen 2012/2013



### **Maike Carstensen ist seit September 2012 in Omsk.**

Nun zu Maja, dass bin nämlich ich. In den ersten Tagen hat mich der stellvertretende Caritasdirektor in allen Projekten vorgestellt und nach dem dritten oder vierten Mal, als nochmal nach meinem Namen Maike gefragt wurde, hatte er die Idee, mir einen Namen zu geben, der einfacher für die russische Aussprache ist. [...] Nun höre ich also auf Maja. [...] Meine Arbeit ist immer noch sehr abwechslungsreich. Mit dem Caritas-Mobil [bin] ich zu den Obdachlosen unterwegs. Jetzt bin ich auch häufig allein in der Kleiderkammer, begrüße dort die Klienten (anfangs war es sehr schwierig für mich, die Passdaten, Name und Adresse zu notieren). Ich beschreibe, was und wie viel sie mitnehmen dürfen und führe auch kleine Unterhaltungen.

Zurzeit bin ich sehr im Kinderzentrum eingespannt. Als ausgebildete Sozialarbeiterin kann ich mich dort sehr gut einbringen.



### **Christine Kaiser ist seit September 2012 in Novosibirsk.**

Ich arbeite hier im Office, im Kinderklub, im Mutter-Kind-Heim und im Kinderheim. Die Arbeit macht mir sehr viel Spaß und ich habe unglaublich viele und liebe Leute kennen gelernt. Meine Hauptaufgabe ist die Kinderbetreuung und im Office das Übersetzen. Am liebsten arbeite ich im Mutter-Kind-Heim, da mir die Mütter mit ihren Kindern ganz besonders ans Herz gewachsen sind. Dort helfe ich z.B. bei der „Mütter-Schule“. Darüber hinaus habe ich auch gute Freunde hier gefunden, mit denen ich oft am Wochenende etwas unternehme. Ich bin sehr froh, dass ich sie habe, denn sie geben mir die Möglichkeit, auch mal raus zu kommen und bringen mich auf andere Gedanken. Es ist schwer für mich, die Dinge, die ich hier manchmal erlebe, einfach zu vergessen, wenn ich mich abends ins Bett lege.



### **Elke Möllenkamp ist seit September 2012 in Tscheljabinsk.**

Die freundliche Aufnahme in allen Projekten hat mir die Zeit in den ersten Monaten doch sehr erleichtert. [...] Außerdem habe ich auch viele tolle Leute kennen gelernt.

Momentan habe ich im Mutter-Kind-Heim die Aufgabe, ein Kind, dessen Mama von morgens bis abends arbeitet, zu betreuen. Also mit allem, was dazu gehört; füttern, schlafen legen, spazieren gehen und spielen.

In der Hauskrankenpflege gucke ich viel zu und lerne eine Menge über Pflege, was mir besonders gefällt. Das dritte Projekt hier ist das Kinderzentrum, wo ich die meiste Zeit verbringe und es eigentlich immer lustig zur Sache geht.

Fotos: Bistum Osnabrück.



FINNLAND

ESTLAND

Kaliningrad

St. Petersburg

*Erzdiözese  
Mutter Gottes*

WEISSRUSSLAND

Moskau

R U

*Diö  
Verk*

UKRAINE

*Diözese  
St. Clemens*

Kasan

Saratow

Marx

Tscheljabinsk

Wolgograd

Orenburg

Astrachan

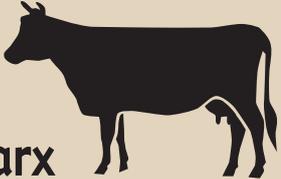
KASACHSTAN

GEORGIEN

ASERBAIDSCHAN



Eine Kuh für Marx



[www.Eine-Kuh-fuer-Marx.de](http://www.Eine-Kuh-fuer-Marx.de)



Heizen im strengen Winter mit Holz: Alona Kassianova (32) und ihre nierenkranke Tochter Jana.  
Foto: Marcus Tackenberg.

## Leben im Nirgendwo

Niedergang des sibirischen Dorfes Slavjanka typisch für Russland

von Marcus Tackenberg, erschienen in der Neuen Osnabrücker Zeitung am 9. März 2013

**In sozialistischer Zeit war die Kolchose Slavjanka, rund 150 Kilometer südlich von Omsk nahe der kasachischen Grenze, der ganze Stolz des Landwirtschaftsministeriums. Das drittgrößte Traktor-Reparaturwerk der Sowjetunion beschäftigte Tausende Arbeiter. Heute kämpfen dort in der endlos scheinenden Gras- und Birkensteppe die**

**Menschen ums Überleben – in einem Dorf, geprägt von extrem hoher Arbeitslosigkeit, Armut, Verfall, Mangelernährung, Alkoholismus und häuslicher Gewalt.**

Slavjanka steht mit all diesen Problemen exemplarisch für Tausende russische Gemeinden auf dem Lande. Im Zuge von Glasnost und Perestroika wurden die Staatsbetriebe Ende der

Achtzigerjahre privatisiert. „Damals hatte unser Dorf fast 10.000 Einwohner“, berichtet Alona Kassianova. Die 32-Jährige hat sogar ihr Diplom für Agrarwirtschaft in Slavjanka gemacht, als es noch eine Außenstelle der Universität Omsk war. „Doch der neue Direktor des Traktorenwerks führte das Unternehmen in den Bankrott, es wurden keine Löhne mehr

ausgezahlt.“ Viele Menschen seien nur mit ihren gepackten Koffern fortgegangen, hätten Wohnungen und Möbel einfach zurückgelassen, erinnert sich Kassianova. Sie blieb und arbeitet heute als Pflegekraft in Omsk.

### „Früher war es hier lustig“

Zusammen mit ihren Eltern kam Alona einst aus der westrussischen Stadt Ischewsk in die gottverlassene Gegend. „Die Arbeit lockte, und früher war das Leben hier lustig und erträglich“, sagt die Frau, die zum Volk der Udmurten gehört. „Heute geht es den Leuten in meiner Heimat besser, die Bezirksregierung bezahlt dort sogar die Gasanschlüsse.“ Davon können die Bewohner Slavjankas nur träumen. „Ich habe keine Möglichkeit, einen Kredit von 100.000 Rubel (3500 Euro) zu nehmen, um den Gasanschluss zu zahlen“, stöhnt Alona Kassianova. Sie heizt mit Holz, im Kinderzimmer ihrer neunjährigen Tochter Jana steht zusätzlich eine Elektroheizung. Das sei sogar billiger, als Holz zu kaufen. Und wer illegal Bäume fälle, müsse mit hohen Strafen rechnen, sagt die 32-Jährige.

Der lange Winter Sibiriens schlägt in Slavjanka gnadenlos zu, die Temperaturen erreichen jedes Jahr bis zu minus 45 Grad. In den heruntergekommenen Plattenbauten der Arbeitersiedlung frisst sich die sibirische Kälte bis in die Wohnungen vor. An den Wänden, sogar in der Küche, bildet sich Eis. „Wir lagern die Produkte im Kühlschrank, weil es darin wärmer ist als in der Wohnung“, sagt

eine alte Frau, die es noch aushält in den schäbigen Blöcken. Von 28 Wohnungen allein in einem Gebäudekomplex stehen 16 leer. Nachdem vor Jahren durch grobe Bedienungsfehler in einer durchzechten Neujahrsnacht das örtliche Heizwerk zerstört worden sei, gebe es kein Gas mehr. An fließendes Wasser ist im Winter ebenfalls nicht zu denken.

Alonas Familie hat noch Glück, in einem gut gepflegten, typisch blau angestrichenen Holzhaus mit Garten zu wohnen. Doch überleben können sie nur, weil ihr Vater sich wie so viele andere eine Arbeit im Norden gesucht hat, im 600 Kilometer entfernten Erdölgebiet Tjumen. Zwei Monate bleibt er dort, dann kommt er für einen Monat nach Hause. „Doch sein Verdienst ist nicht viel“, sagt Kassianova. Rund 400 Euro im Monat – und davon müsse er noch die Fahrkarten bezahlen. Geld

verschlingen aber auch die Medikamente für Tochter Jana. Als Kleinkind war sie herzkrank. „Jetzt geht es ihr zwar ein wenig besser, aber sie hat Probleme mit den Nieren bekommen“, sagt die besorgte Mutter. Jana habe vieles in der Schule verpasst und sei nicht in den Kindergarten gegangen. Seitdem das kunstbegabte, schüchterne Mädchen den von der Caritas ins Leben gerufenen Kinderclub „Nadjeschda“ im Ort besucht, lacht sie wieder. Nadjeschda bedeutet Hoffnung.

Im Kinderclub vergessen mehr als zwei Dutzend Mädchen und Jungen ihre Alltagsorgen. Und das, obwohl der soziale Treffpunkt seit 2003 in einem der heruntergekommenen Plattenbauten Slavjankas untergebracht ist. Die Spielgeräte im Vorgarten rosten. Das schäbige Treppenhaus lädt niemanden zum Betreten ein, der Putz ist längst von den Wänden gekommen. Drin-



Der Spielplatz verrottet ebenso wie die Plattenbauten in Slavjanka. Foto: Marcus Tackenberg.

nen im Kinderclub herrscht dagegen eine behagliche Atmosphäre. Die Ausstattung finanzierte das Aachener Kindermis-sionswerk. Einige Jungs scharen sich um ein Videospiele, die Mädchen üben einen Tanz.

Leiterin Olga Andruschenko präsentiert Zahlen und Fakten, die nachdenklich machen: Allein unter den heute 2300 Bürgern Slavjankas gebe es 43 kinderreiche Familien mit drei und mehr Kindern, 28 alleinerziehende Mütter, 12 Familien mit behinderten Kindern und 17 Familien, die das Jugendamt als sozial gefährdet für den Nachwuchs einstuft. Fast alle Jungen und Mädchen haben chronische Gesundheitsprobleme, weil das Grundwasser so schlecht sei, sich Schimmel in Wohnungen bilde und die Ernährung einseitig sei. „Zu uns kamen Kinder, die nicht einmal mit Messer und Gabel essen konnten“, sagt Olga. 25 Kinder besuchen regelmäßig den Club, acht ihrer Freunde dürfen auch kommen.

Das Sozialamt begleitet und unterstützt die Einrichtung, die mit Spendengeldern der Caritas Osnabrück finanziert wird. Einmal in der Woche werden Kinder und Eltern von einer Psychologin betreut, denn Alkoholismus und Gewalt sind an der Tagesordnung. Wer im Winter seine Wohnung nicht heizen kann, muss akzeptieren, dass seine Kinder im Krankenhaus untergebracht werden. „Nach Slavjanka kommen viele hoffnungslose Fälle – Familien, die sonst nirgends mehr leben können und in der Stadt abgeschoben werden“, sagt Nadeschda Rybalko, Leiterin des Sozialamtes

im Landkreis Novovarschavka. Die Arbeitslosigkeit liegt offiziell bei 23 Prozent, doch praktisch ist jeder Zweite ohne Job.

### **Eine Kuh als Überlebenshilfe**

Die materielle Hilfe der Caritas habe früher dazu geführt, dass sich die Antriebslosigkeit von Familien nicht verändert habe und sie sich auf die Unterstützung verlassen hätten, sagt Schwester Elisabeth Jakubowitz, Direktorin der Caritas in Sibirien. „Seit zwei Jahren sorgt das Kuh-Projekt für Erfolge in Slavjanka.“ Bedürftigen wird über eine eigene Spendenaktion der Caritas Osnabrück eine Kuh geschenkt.

„Die Vorteile liegen auf der Hand“, so Schwester Elisabeth. „Gesunde Ernährung durch frische Milch; die Leute müssen sich kümmern; kommen weg von der passiven Verbrauchermentalität und können sich durch den Verkauf von Milchprodukten noch etwas hinzuverdienen.“ An kinderreiche Familien im Omsker Gebiet wurden bereits 37 Kühe vermittelt, die wiederum acht Kälber bekommen haben, die an andere bedürftige Familien weitergegeben worden sind. Russlandweit hat das Projekt in den vergangenen 13 Jahren 420 Familien mit einer Kuh versorgt. Anatoli und Ljubov Vidiakina sind glücklich, dass ihre Kuh täglich 18 Liter gibt. Schließlich haben sie zwei Jungen und vier Mädchen im Alter von sechs Monaten bis zehn Jahren. Mit dem sogenannten Mütterkapital, das der Staat Familien ab dem zweiten Kind einmalig in Höhe von umgerechnet 9000 Euro gewährt, vergrößert Anatoli zurzeit das

eigene Heim um 70 Quadratmeter. Dazu ummauert der gelernte Schlosser einfach das Holzhaus. Das sieht kurios aus, aber eine andere Lösung gibt es nicht, schließlich kann die Familie nirgendwohin. In seiner Firma hat Anatoli gekündigt, um den Umbau zu stemmen. „Der Beruf des Schlossers ist gefragt“, sagt der 33-Jährige. „Im Winter suche ich mir wieder Arbeit, ab Frühjahr baue ich das Haus weiter.“ Seine sechs Jahre ältere Frau Ljubov kümmert sich um die Kuh. „Wir haben einen Stall, Heu und Stroh, doch das Futter ist teuer. Mit den Milchprodukten versorgt sie auch ihre Mutter und Großmutter.“

Auch Svetlana und Nikolai Pirsov profitieren von der Caritas-Kuh. Sie aus dem Omsker Vorort Nova-Omsk, er aus der Schwerindustrieregion Kusbass, mögen beide das Leben auf dem Land. „Besser als in der Stadt“, sagt Nikolai und schaut dabei auf seine drei Jungen, die auf dem staubigen Weg spielen. Den Vierten, gerade ein Jahr alt, trägt Svetlana auf dem Arm. Auch diese Familie heizt mit Kohle und Holz. „Eine Gasleitung wird schon lange versprochen“, sagt Nikolai, „aber sie kommt nicht.“ Immerhin hat der 36-Jährige, der in einer Computerfirma im Kreiszentrum Novovarschavka Reparaturarbeiten ausführt, sich selbst den Wasseranschluss zum Haus verlegt. „Nach dem Winter kommt der Gasanschluss“, prophezeit Pirsov. Die Nachbarn schauen skeptisch.

## Schutz des Lebens für Mutter und Kind

Am 2. März wurde in der Caritas Sankt Petersburg der 10. Geburtstag des Programms „Mutter und Kind“ gefeiert

von Regina Elsner

**Seit 10 Jahren bemüht sich das Projekt – erst unter dem Namen „Schutz des Lebens“ und seit einigen Jahren als Programm „Mutter und Kind“ –, das Leben von Frauen in Konfliktschwangerschaften und das Leben der neugeborenen Kinder und älteren Geschwister zu begleiten. Dies geschieht mit materieller Unterstützung, psychologischer und medizinischer Hilfe, der Möglichkeit sich auszutauschen, Freizeit gemeinsam zu verbringen, Sorgen zu teilen.**

Abtreibung ist in Sankt Petersburg wie in ganz Russland eine der am weitesten verbreiteten Methoden der Familienplanung. Die soziale Not, die auf Frauen mit kleinen Kindern in der gegenwärtigen russischen Gesellschaft zukommt, lässt besonders sozial schwache, arbeitslose, alleinstehende, chronisch kranke und kinderreiche Frauen an einer Schwangerschaft verzweifeln. Der Staat unterstützt eher die Lösung der Probleme durch eine Abtreibung als für nachhaltige Verbesserungen im Ge-



Das „Mutter und Kind“-Projekt der Caritas Sankt Petersburg rettet Leben, so auch das Leben dieser vier Mädchen. Foto: Caritas Sankt Petersburg.

sundheits- und Sozialsystem zu sorgen. Die Zahl der Abtreibungen in Sankt Petersburg im Jahr 2011 betrug 21.163. Das bedeutet, dass fast jedes zweite Kind im Bauch der Mutter getötet wurde, bei den Minderjährigen waren es 453 Fälle, bei den HIV-infizierten Frauen 128. Nach dem Föderalen Dienst für Staatliche Statistik (Rosstat) gab es im Jahr 2010 in ganz Russland 1.186.000 Abtreibungen – wie immer sind die Dunkelziffern deutlich höher.

### **Fast jedes zweite Kind wird nicht ausgetragen**

Angeht dieser anhaltenden Situation ist das Programm „Mutter und Kind“ der Caritas Sankt Petersburg in besonderem

Maße aktiv. Das Ziel des Programms ist es, den Müttern und Kindern Perspektiven für ein gelingendes gemeinsames Leben zu zeigen und damit Abtreibungen und den Verzicht auf das Kind zu verhindern.

Vor 10 Jahren begann die Arbeit des Projekts vor allem mit materieller und psychologischer Unterstützung. Der Verleih von Erstausrüstung (Kinderbettchen und Kinderwagen), Second-Hand-Kleidung für Mütter und Kinder, Spezial-Babynahrung, Windeln, Kindernahrung, Vitamine und Medikamente sowie Lebensmittelpakete halfen den Frauen, die Monate der Schwangerschaft und die ersten anderthalb Lebensjahre des Kindes ohne größere zusätzliche finanzielle Belastungen und mit

einer medizinischen Grundversorgung zu bewältigen. Seit einigen Jahren gibt es im Projekt jeden Tag ein warmes vollwertiges Mittagessen.

Mit der Zeit wurden die sozialen und psychologischen Angebote verstärkt und professionalisiert. Selbsthilfegruppen sowie gezielte psychologische und soziale Beratung halfen den Frauen, ihre Rolle als Mutter zu gestalten, das Verhältnis zum eigenen Kind zu entwickeln und Perspektiven für die eigene persönliche und berufliche Zukunft zu finden. Es wurde eine „Schule für junge Mütter“ eingerichtet, deren Ziel besonders die individuelle Hilfe bei der Kindererziehung und -pflege ist und die Möglichkeit bietet, mit anderen jungen Müttern Erfahrungen auszutauschen. Das soziale Umfeld der Frauen wird ressourcenorientiert betrachtet und es werden praktische Übungen zur Vorbereitung auf die Geburt und Säuglingspflege durchgeführt.

Besonders beliebt bei Müttern und Kindern sind gemeinsame Freizeitveranstaltungen. Traditionell werden seit 10 Jahren die Geburtstagskinder und -mütter im Projekt beglückwünscht und beschenkt. Die großen Feiertage werden gemeinsam in den Projekträumen gefeiert. Regelmäßig gibt es gemeinsame Ausflüge in die Natur, ins Theater oder ins Museum.

### **Kooperation und Austausch sind wichtige Bausteine für die weitere Arbeit**

Viele Ehrenamtliche haben im Laufe der Geschichte des Projekts die Arbeit durch ihre individuellen Talente bereichert. Immer wieder wollten Frauen, die durch das Projekt unterstützt wurden, etwas zurückgeben. So gab es Schneider- und Bastelkurse, Massagen, Gymnastikstunden, Elemente der Kunst- und Märchentherapie und Kurse zur Kleinkind-Pädagogik. Vor drei Jahren wurde schließ-

lich die Notwendigkeit drängend, nachhaltige Hilfsstrukturen in der Stadt aufzubauen, die Kontakte zu den staatlichen und anderen gemeinnützigen Strukturen zu stärken und sich besser zu vernetzen. Der russische Staat entzieht sich – wie in vielen sozialen Bereichen – nach wie vor seiner Verantwortung, so dass die isolierte Arbeit eines so kleinen Zentrums nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein kann. Die langjährige Zusammenarbeit mit einzelnen städtischen Frauenberatungszentren sowie die guten Erfahrungen der Kooperation mit pädagogischen Hochschulen in der Stadt waren wegweisend für die Entwicklung des Projekts. Die 2010 zusätzlich zum Hilfsprogramm „Mutter und Kind“ erfolgte Einrichtung eines Informations- und Beratungszentrums zeigte innerhalb kurzer Zeit erste Erfolge im Bereich der lokalen Netzwerkbildung. Leider konnte diese Arbeit jedoch aus finanziellen Gründen

nicht fortgesetzt und stabilisiert werden.

Das Projekt lebt von ausländischen Spenden. Die Grundfinanzierung sichert die Gehälter der Mitarbeiterinnen, materielle Grundausstattung und Verwaltungskosten. Obwohl diese Finanzierung von Renovabis und der Caritas Osnabrück in den vergangenen Jahren zugenommen hat, wird sie doch im Verhältnis zu den gewachsenen professionellen Ansprüchen



Mitarbeiterinnen des „Mutter und Kind“-Programms kümmern sich mit Fürsorge und Hingabe um die jungen Mütter und ihre Kleinen. Foto: Caritas Sankt Petersburg.



Das „Mutter und Kind“-Team der Caritas Sankt Petersburg feiert stolz das 10jährige Jubiläum des Projektes.  
Foto: Caritas Sankt Petersburg.

der Arbeit knapper. Es sind daher vor allem die persönlichen Einzelspenden, die besondere Ereignisse im Projektleben ermöglichen. So konnten mit Hilfe der Eine-Welt-Gruppe Hasbergen nicht nur mehrmals finanzielle Engpässe überbrückt und unvorhergesehene materielle Hilfeleistungen wie Medikamente und Vitamine für Kinder und Mütter gekauft werden. Auch unvergessliche Ferientaufenthalte außerhalb der ökologisch stark belasteten Millionenstadt für Mütter und Kinder konnten so finanziert werden.

### **Projekt lebt von ausländischen Spenden**

Propst Herbert Pollack aus Görlitz hat vor mehreren Jahren die

Stiftung „Leben retten“ gegründet, die inzwischen einen wichtigen Beitrag zur Finanzierung des Projekts leistet. Christa Pesch aus Köln hat mehrmals die Mitarbeiterinnen des Projekts im Bereich Systemischer Beratung fortgebildet und damit zur Professionalisierung der Arbeit einen großen Beitrag geleistet. Viele andere Einzelspender und Unterstützer haben es in den 10 Jahren ermöglicht, dass Mütter und Kinder hoffnungsvoll das gemeinsame Leben beginnen konnten – ihnen gilt besonderer Dank an diesem 10. Geburtstag. Zur Geburtstagsfeier am 2. März kamen neben Mitarbeiterinnen, ehemaligen und aktuellen Freiwilligen, Kolleginnen und Kollegen der Caritas und anderen Partneereinrichtungen, Freundinnen und

Freunden des Projekts vor allem auch Mütter und Kinder. Die ältesten von ihnen gehen inzwischen zur Schule, sie konnten bereits das Festprogramm durch Tänze und Gesang bereichern. Auf der neu eingerichteten Homepage des Projekts [www.helfenleben.com](http://www.helfenleben.com) gibt es neben vielen Fotos auch ein Video, in dem Mütter, Kinder und Mitarbeiterinnen des Projekts von ihren Erfahrungen in 10 Jahren erzählen. Um den Wert der Arbeit des Projekts zu verstehen, braucht man keine Russisch-Kenntnisse – es reicht, den Frauen und Kindern im Film in die Augen zu sehen.

**Weitere Informationen unter:**  
[www.helfenleben.com](http://www.helfenleben.com)

## „Vergessen Sie die Stillen nicht!“

Auszüge aus den Morgenandachten von Bischof Clemens Pickel im Deutschlandfunk vom 04. bis 09. Februar 2013.

### Montag: Die Lieder des Lehrers

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer!

Wissen Sie noch, was der Eiserner Vorhang war? Der Eiserner Vorhang, der einst den Osten Europas vom Westen, aber auch viele Länder innerhalb des Ostblocks voneinander trennte, hatte seine durchlässigen Stellen. In der Sowjetunion gab es zum Beispiel viele ausländische Studenten. Deren Studium war sogar kostenlos oder zumindest subventioniert.

Ideologische Gründe steckten dahinter, die Idee eines Netzwerks von zukünftigen Kadern und Parteigenossen in der ganzen Welt. Auch Tourismus war begrenzt möglich, meist gruppenweise mit Reiseleiter. Auf diese Weise bekam ich im



„Land des großen Bruders“ Lenin-Museen, Staudämme, Teppichfabriken und vieles mehr zu sehen. Der Grund, mich solchen Reisegruppen anzuschließen, war natürlich ein anderer. Es war nämlich die einzige Möglichkeit, in Städte zu gelangen, in denen Christen lebten, deren Religionsfreiheit noch in den 80igern extrem eingeschränkt war. Jedes Mal mit ein paar russischen Bibeln im Gepäck, machte ich mich vor Ort auf die Suche nach Menschen, von denen ich durch Freunde gehört hatte, oder mit denen ich schon im Briefwechsel stand. Das waren meist Russlanddeutsche, irgendwo im sowjetischen Mittelasien.

Wenn ich das Geld durch Ferienarbeit nur irgendwie zusammenbekam, verging kein Jahr mehr ohne Reise in die Sowjetunion. Ich erinnere mich an den Moment, als eine alte Frau die Wohnungstür einen Spalt weit öffnete, soweit es die vorgehängte Kette eben zuließ. Ich grüßte und fragte auf Deutsch nach ihrem Mann, der die Leute am Sonntag zum Beten versammelte. Sie wendete ihren Kopf ab und rief im Dialekt mit schwacher Stimme ins Wohnzimmer: „Gottlieb, da is ä Mensch zu dier!“ Drei Minuten später saß ich mit den beiden Alten auf dem Sofa im sonst leeren Wohnzimmer und erzählte und fragte und hörte zu, wie bei Oma und Opa. Ich wunderte mich, wie mir das fremde Ehe-

paar so schnell vertraute und war sogar heimlich stolz darauf. In einer anderen Großstadt traf ich unerwartet auf einen jungen Lehrer, der nebenbei auch Kirchenlieder schrieb. Bald wurden wir Freunde. Georg, so sein Name, kannte sich aus - in moderner Musik, trug Jeans und spielte Gitarre. Einmal nahm er mich mit ins Vorgebirge des Pamir. Wir übernachteten unter freiem Himmel, wo wenige Jahre später ein Bürgerkrieg tobte. Bis Mitternacht quälten mich damals die Mücken, nach Mitternacht die Kälte. Mit Vorliebe vertonte der russlanddeutsche Musikant Psalmen, also Jahrtausende alte Lieder, zu denen sogar religiöse Menschen von heute manchmal keinen Zugang finden. Georg benutzte die russische Übersetzung der Texte, nicht die deutsche. Warum ich das hervorhebe, will ich erklären: Russlanddeutsche Christen, die Jahrzehnte lang versucht hatten, ihren Glauben so gut wie ohne Priester und ohne Kirche zu bewahren, beteten und sangen auf Deutsch wie in ihrer Kindheit. Glaube und Sprache, Religion und Kultur gingen Hand in Hand: Wer in der UdSSR die deutsche Muttersprache aufgegeben hatte, in der Regel aus nachvollziehbarer Angst, der hatte auch das Beten und den Glauben aufgegeben. „Beten auf Russisch?! – Das kann ich nicht“, hörte ich alte Menschen oft sagen. Im Herzen waren sie verwundet von beina-

he lebenslangem Leid, das ihnen und ihren Familien angetan worden war. In Russisch wurden Deportationsbefehle und Todesurteile ausgestellt, wurden sie beschimpft, erniedrigt und belogen. Und doch wuchs unter

ner Lieder ins Deutsche. In alter Freundschaft wird mir Georg meine eigene, freie Übersetzung erlauben. Eins seiner Lieder beginnt so: „Wenn man eine Kerze anzündet, stellt man sie auf einen Tisch, ... Wenn man

## Donnerstag: Beten Sie gern?

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer!

Einen wichtigen Teil meiner Kindheit verbrachte ich in einem kleinen Dorf in der ehemaligen DDR, in dem es nicht einmal Straßennamen gab, so klein war es. Trotzdem gab es einen Kindergarten, eine Schule, einen Feuerwehranhänger ohne Zugmaschine, einen Konsum, eine LPG und wie sich das alles damals nannte. Wir wohnten bei einer Bauernfamilie. Das Kinderschlafzimmer war über dem Kuhstall. Zur Kirche mussten wir mit dem Bus in die Stadt fahren. Das Geld reichte nicht jeden Sonntag für die Fahrt. Ein Auto hatten wir natürlich nicht. Wir waren die einzige katholische Familie im Dorf. Als mein großer Bruder einmal vom Kaplan nach dem Religionsunterricht aus der Stadt nach Hause gebracht wurde, erzählte er uns kleineren Geschwistern, was er dort gelernt hatte, nämlich, dass im Himmel immer gebetet würde. Das löste bei mir alles andere als Interesse oder gar Enthusiasmus aus. „Immer beten?!“ – Inzwischen verstehe ich, was gemeint war und denke, es stimmt. Man kann so sagen: Im Himmel wird immer gebetet. Bin ich jetzt ein erkonservativer Fanatiker, oder ein abgehobener Spinner für Sie? Natürlich geht es nicht um das Herunterrasseln von Texten, wenn ich Beten meine. Es geht nicht um Stress, sondern um Ruhe, nicht um „muss“, sondern um Glück, nicht um Leistung, sondern um Liebe. „Beten Sie gern?“, frage ich junge Leute, die ans Leben als Priester oder in einer Or-



„Schwester, haben Sie noch eine Idee für meine Morgenandachten im Deutschlandfunk?“ Fotos (3): privat.

jenen Menschen schon eine Generation heran, der das Russisch leichter von den Lippen ging als die deutsche Großmuttersprache. Georg konnte beides, Russisch und Deutsch, und er wollte seinen Altersgenossen und Kindern helfen, den Glauben der Vorfahren nicht mit der schwindenden Sprachkenntnis zu verlieren.

Seine Lieder verbanden damals junge Christen verschiedener Konfessionen von Polen bis nach Kasachstan. Die Lieder waren melancholisch ernst und spirituell tief. Eigenschaften, die ihnen das Überleben bald schwer machen sollten und wenig Anklang in der Welt seiner Vorfahren fanden, in die auch Georg eines Tages übersiedelte. Es gibt keine Übersetzung sei-

Christus kreuzigt, macht man das auf einem Berg.“ In einem anderen Lied heißt es sinngemäß: „Die Erde ist trocken, sie vertrocknet, ja, sie verdurstet ohne dich! ... Meine Seele kommt um vor Durst, sie verbrennt, ja, sie verbrennt ohne dich!“ – Mit „du“ meint Georg Gott. Er war nicht Phönix, sondern ein Kind aus der Asche einer gott- und menschenverachtenden Epoche hinter dem Eisernen Vorhang. Noch jung, aber schwer krank, starb er in Deutschland. Dass er der Kinder wegen dorthin gegangen war, nehme ich ihm ab. Denn er war einer von denen, die wissen: „Unsere Heimat ist im Himmel.“

denngemeinschaft denken, denn ich denke, dass die Zukunft der Kirche davon abhängt. Beten wurde im Kommunismus lächerlich gemacht, aber auch wie ein Staatsverbrechen verfolgt und bestraft. Als junger Priester in der zerfallenden Sowjetunion begegnete ich Menschen, die mich baten: „Lernen Sie mich, wie man betet!“ Theoretisch war das kaum möglich. Und praktisch?

Heute ist es genau ein Jahr her, dass Tausende von Christen im Süden Russlands eine besondere Erfahrung mit dem Gebet gemacht haben. Am Abend des 7. Februars 2012 endete ein langes Gebet in unserem Bistum. Neun Tage und neun Nächte, 216 Stunden ununterbrochen, hatten wir gebetet. Nein, nicht fürs Guinnessbuch der Rekorde! Es war wie ein Klopfen an die Tür Gottes, an sein Herz. Wir baten um Priesterberufungen. Im ganzen Bistum hatten sich Pfarrgemeinden, Jugendgruppen, geistliche Gemeinschaften, Studenten, Kinder, Gesunde und Kranke daran beteiligt. Stundenweise – versteht sich! Manche hatten sich mehrmals eintragen lassen. Alle nahmen es sehr ernst. Eine einzige Stunde blieb offen. Das wurde dann meine, ganz eigene. Was es bedeutet, jahre- oder gar jahrzehntelang ohne Priester zu sein, wussten die Älteren noch aus eigener Erfahrung. Dass überhaupt einige diese schwere Zeit ausgehalten hatten, kommt einem Wunder mehr als nahe. Ich befürchte: Ein zweites Mal hält das die Kirche, jedenfalls dort bei uns, nicht aus.

Jener 7. Februar 2012 war wie ein kleines Osterfest. Wir schlossen das neuntägige Gebet mit einem festlichen, sehr fröh-

lichen und dankbaren Gottesdienst in unserer kleinen Kathedrale ab. Es war - geistlich gesehen - eine so intensiv erlebte Zeit, dass sich viele innerlich bewegt dafür bedankten. Schon im Verlauf der Tage kamen Anrufe und Briefe, die von einem bisher ungekannten Gespür für Einheit zeugten. Wir hatten gemeinsam gebetet, wie eine große, große Familie. Kirchen liegen bei uns oft Hunderte Kilometer voneinander entfernt. Nun waren wir uns mit einem Mal plötzlich alle ganze nahe. (Ich bezweifle natürlich, ob ich mit ein paar Worten wiedergeben kann, was da in der Luft lag.) Statt meinerseits an der Kirchentür für das Kommen und Mitbeten zu danken, bedankten sich die Herausgehenden für die Erfahrung des Betens. „Wir müssen das wieder machen“, sagten, nein, baten einige sofort. Und wie ging es weiter? Nachdem wir vier Jahre lang keinen einzigen Studenten hatten, der sich auf die Priesterweihe vorbereitete, meldeten sich bis zum Sommer drei junge Männer dafür an. Zufall? – Wenn Sie das als Christ sagen, antworte ich Ihnen: Bei Gott gibt es keinen Zufall. – „Na, trotzdem...?“ - Beten Sie eigentlich gern?

Es sollte ja nur ein kleines Beispiel aus dem Alltag sein, für den Sinn des Betens und die Freude am Sinn, keine theologische Abhandlung und keine Frömmelei. Beten – richtig verstanden – ist Zusammensein mit Gott, sogar, wenn wir es uns nur wünschen und nicht fühlen. Es ist keine Veranstaltung. (Da liegt manchmal der verhängnisvolle Fehler bei der Vorbereitung auf Gottesdienste.) Man kann beten lernen, und es ist ein

Geschenk, das ich jedem wünsche.

### **Freitag: Vergessen Sie die Stillen nicht**

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer!

Freunde in Deutschland haben mich darauf aufmerksam gemacht, dass freitags kurz nach halb sieben deutlich mehr Menschen Radio hören als samstags. Darum will ich den heutigen Freitagmorgen für ein Abschiedswort nutzen, obwohl ich morgen noch einmal hier auf dem Sender sprechen darf. Wir werden uns nicht so schnell wieder hören und vielleicht nie im Leben begegnen. Wenn ich Ihnen etwas mit auf den Weg geben darf, sei es dies: „Vergessen Sie die Stillen nicht!“

Immer wieder war und ist genau das ein Beweggrund, der mich nicht „nein“ sagen lässt, wenn ich hier im Westen ums Wort gebeten werde. Ich erzähle dann von Menschen, die keiner fragt, wie es ihnen geht, woher sie ihre Kraft nehmen, was sie sich wünschen... Das sind meist Menschen, die mir in meinem Alltag in Russland begegnen, nicht die, die Sie hier in Einkaufsstrassen oder an Sonnenstränden finden können. Es sind andere, oft arme, geplagte und doch wunderbare Menschen.

Da ist zum Beispiel Natascha. Ehefrau, Mutter, um die vierzig. Sie lebt mit ihrer Familie in einer Stadt an der Wolga, die beim wirtschaftlichen Aufschwung russischer Großstädte in den letzten Jahren zu kurz gekommen scheint. Wir haben dort nur ein großes Wohnzimmer als Kapelle für die Gottes-

dienste. Ohne Vorwarnung hatte ich in der Sonntagsmesse versprochen: Wenn da über 80 Leute anwesend seien, dann müssten wir ernsthaft über einen Kirchenbau nachdenken. Ich konnte nicht sehen, wie viele Männer, Frauen und Kinder noch im Korridor und vor der Tür standen. Beim Foto nach dem Gottesdienst zählten wir über 100! Und da fehlten die Leute aus zwei Dörfern, weil die Busse ausgefallen waren.

Zurück zu Natascha. Ich kannte sie nicht. Sie fiel mir auf, weil sie schwanger war und in der überfüllten Kapelle ganz vorn stand. Gegen Mittag wurde es langsam stiller im Raum. Die Leute bei uns gehen nach den Gottesdiensten nur langsam nach Hause. Sie haben sich immer viel zu erzählen. Als ich vom Gruppenfoto zurück in die Kapelle kam, sah ich, dass eine Jugendliche zurückgeblieben war. Sie weinte. Ich setzte mich neben sie und erfuhr den Grund: Jene Natascha ist ihre Mutter, schwanger schon fast im 7. Monat. Seit Monaten wissen sie und ihre Familie von den Ärzten, dass sie sterben wird, wenn sie das Kind nicht aufgibt. Die Situation hatte sich in den letzten Tagen bedrohlich zugespitzt. Ein Geschwür im Leib begann mit rasanter Geschwindigkeit zu wachsen und dem Kind den Platz wegzunehmen. Wäre die Zeit nicht günstig für einen Kaiserschnitt, fragte ich Laie. Die Antwort hätte ich mir denken können: „Keiner will das machen.“ Gerade armen Leuten geht das oft so. Ich bat um die Krankenpapiere, um einen Arzt in Deutschland zu konsultieren. „Beten sie für meine Mutter“, bat die Jugendliche. – „Ich ver-

spreche es“, antworte ich und fuhr nach Hause, wie immer, ein paar hundert Kilometer weit, wissend, dass ich frühestens in einem Jahr in die Stadt zurückkommen würde.

Wenige Tage später ging es Natascha so schlecht, dass sie nicht mehr transportfähig war. Ich war über Handy in direktem Kontakt mit ihr. Dann wurde es für Wochen still. Kurz vor Neujahr fragte ich nach, weil es Zeit für die Geburt war. „Danke, dass sie beten“, sagte die mutige Frau und versprach, sich zu melden, wenn es so weit sei. Wenige Tage später rief sie mit kaum hörbarer Stimme aus der Klinik an. „Mir geht es nicht gut“, hörte ich es aus einem Stimmengewirr heraus flüstern. „Haben sie keine Angst“, antwortete ich, weil ich wusste, dass ich mit einer gläubigen Mutter sprach. Ich saß am Schreibtisch, als der Anruf kam, 11.35 Uhr, schob alles weg und betete, als ob es meine Schwester wäre. Auch andere bat ich nochmals um Gebet. 15.25 Uhr rief Natascha wieder an. Ihr kleines Töchterlein schrie lauter als die Mutter sprechen konnte.



„Wir sind beide gesund, danke“, sagte sie. War das eine Freude! Aus Liebe zum Kind und im Glauben an Gott hatte diese Mutter ihr eigenes Leben riskiert. Mir ist bewusst, dass es theologisch falsch klingt, was ich jetzt sage: Im Herzen habe ich vor ihr gekniet, und ihr und Gott danke gesagt. Sind wir doch eine große Familie. Wie meine neue, kleine Schwester heißt, versuchte ich noch per SMS herauszufinden. Aber die Kraft der Frau reichte vorerst nur noch zum Drücken auf die Antworttaste, ohne Text.

Liebe Hörerinnen und Hörer, ich weiß natürlich, dass es andere Fälle gibt, die tragisch ausgingen, trotz Gebet, auch bei uns in Russland. Als ich der Frau sagte: „Haben Sie keine Angst“, habe ich auch daran gedacht. Ich wollte ihnen heute diese Geschichte erzählen, weil Natascha eine von den vielen ist, die nie Gelegenheit haben werden, zu Ihnen zu sprechen, und weil es wichtig ist, solche Menschen nicht zu vergessen. Wichtig für wen? Das können Sie halten, wie Sie wollen.

### **Samstag: Kühe für Marx und Schuhe für Kinder**

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer!

Damit Freunde mich und meine Arbeit nicht aus den Augen verlieren, habe ich mir vor drei Jahren ein Blog im Internet eingerichtet. Tagebuchmäßig mache ich dort Einträge um, jeweils mit einem Bild und einem kurzen Text, aus meinem Bistum in Südrussland zu erzählen. Um Leser zu gewinnen, müssen das Bild interessant und der

Text kurz sein, habe ich gelernt, denn heutzutage werden Texte angeschaut und Bilder gelesen. Im Laufe der Zeit fiel mir auch auf, wie viel von der Überschrift abhängt. „Katholisch in Südrussland“ klingt besser als „Notizen aus dem Bistum Sankt Clemens in Saratow“. Und die rätselhafte Überschrift „Eintrag Nummer 1000“ lockte weit mehr Interessenten an, als „Pastorkonferenz beendet“. Ich habe nicht Journalistik studiert und freue mich einfach über das bedienungsleichte Medium, das mir hilft, Verbindungen und Freundschaften aufrechtzuerhalten. Ein bisschen Zeit nimmt es schon, und zwar gerade von dem Stück Tag, das für die Stille übrig ist. Darum hoffe ich, immer wachsam zu bleiben, denn auch in der Stille geht es um Freundschaft, nämlich die zu Gott.

Wie wichtig Kontakte in die Welt sind, wissen nicht nur Menschen, die einst hinter dem Eisernen Vorhang gelebt haben. Auch heute, nach schon über 20 Jahren Seelsorge im neuen Russland, weiß ich gut, wie viel unserer Arbeit von Freunden, Wohltätern, Hilfswerken und Solidaritätsaktionen abhängt. Unlängst sprach ich mit einer jungen Frau, die im ersten Hospizprojekt unserer Caritas arbeitet. Sie schien zu überlegen, ob sie sich nicht eine andere Arbeit suchen sollte, weil ihr Arbeitsvertrag nur bis März 2013 verlängert wurde. Ich versuchte, sie mit dem Rückblick auf zwei Jahrzehnte zu beruhigen. Wir haben so gut wie kein eigenes Einkommen, nur Kollekten, Spenden und Projektpartner ... und: Gottvertrauen. Das Hospizprojekt liegt vielen sehr am

Herzen. Sie solle sich doch nicht zu viele Sorgen machen. Sogar da, wo große Hilfsorganisationen nicht mitgehen können, in Notfällen einzelner Personen oder Familien, habe ich schon oft offene Türen und Hilfe gefunden.

In ein paar Monaten wird es 15 Jahre her sein, dass wir mit Hilfe von Freunden in Deutschland einer Familie in der russischen Kleinstadt Marx eine Kuh kaufen konnten. „Hilfe zur Selbsthilfe“ – das klingt immer noch überzeugend und beruhigend für Spender. Aus jener Kuh entwickelte sich jedoch ein neuer, ganz individueller Slogan, der zum Projekt- und sogar zum Zeitungstitel wurde: „Eine Kuh für Marx“. Nicht jeder brachte das mit armen, kinderreichen Familien in einer Kleinstadt an der Wolga in Verbindung. Manche erinnerten sich an den Stammvater einer Ideologie. Andere fragten, was der Münchener Kardinal damit zu tun hätte. Bei runden Geburtstagen und auf Weihnachtsmärkten sammelte man nun für eine Kuh für Marx. Das geflügelte Wort wurde so attraktiv, dass die Kühe manchmal in der Warteschleife kreisten, bevor wir eine passende Abnehmerfamilie fanden. (Praktisch sah es so aus, dass in Deutschland 650 Euro gesammelt wurden und wir dann hier eine Kuh kauften.)

Auch in einem orthodoxen Frauenkloster im Kaukasus und an der russisch-chinesischen Grenze in Fernost geben Kühe für Marx ihre Milch. Schwierig war es manchmal, deutsche Wohltäter davon zu überzeugen, dass man der einen oder anderen Familie mit Ziegen oder

Schweinen mehr helfen könne als mit einer Kuh, oder dass Geld zur Begleichung von Miet-schulden nötig sei, damit eine Familie nicht auf die Straße gesetzt würde. Trotz allem DANKE für Hunderte von Kühen, und danke für alles Einlenken in besonderen Situationen. Der kalte russische Winter, über den auch ihre Nachrichten hier in Deutschland berichteten, hatte ebenfalls sein Gutes. An die einhundert Paar warme Kinderschuhe konnten wir kaufen, Jacken, Mützen, Milch und Vitamine. Nachfragen und Solidarität waren so groß wie selten vorher. Auch eine Sternsingeraktion sammelte zu Gunsten armer Kinder in der russischen Provinz. Und sogar in einem Testament wurden wir bedacht. Ich konnte im ganzen Bistum Unterstützung für arme Kinder anbieten. Dafür Ihnen ganz herzlichen Dank, und zwar nicht nur für die Spenden, sondern auch für Ihr unkompliziertes Vertrauen.

Wie schön es ist, Kindern helfen zu dürfen, erlebte ich Anfang Januar, als mich neun Kinder eines unserer Caritaskinderzentren zwei Tage lang besuchten. Sie wohnten bei mir zu Hause. Wir aßen zusammen, gingen spazieren und ins Kino. Nicht alle Tage erlebe ich, wie Menschen so von Herzen beten können, zum Beispiel für ihre Eltern, dass sie doch aufhören mögen zu trinken. Wir sind eine große Familie: die Kinder, Sie, ich. Gott behüte uns alle!

Weitere Morgenandachten finden Sie unter:  
**[www.dradio-dw-kath.eu](http://www.dradio-dw-kath.eu)**  
Stichwort Clemens Pickel.

## Das Projekt der Barmherzigkeit

Einsatz für die Krankenpflegestation in Marx - Svetlana Nezel reiste nach Russland, um ihr Wissen an die russischen Pflegekräfte vor Ort weiterzugeben

von Ottmar Steffan

Seit Sommer 2012 arbeiten Marina Gerasimenko und Oleg Kulikov in der Krankenpflegestation der Caritas in Marx. Zuvor haben sie unter anderem im Sankt Raphael-Krankenhaus in Ostercapeln auf der Palliativstation hospitiert und dort intensiv mit der aus Russland stammenden Krankenschwester Svetlana Nezel zusammengearbeitet. Auf Bitten von Bischof Pickel, dem die Marxer Krankenpflegestation ein

großes Anliegen ist, hat sich Svetlana Nezel im Februar 2013 für zwei Wochen auf den Weg nach Marx gemacht, um Marina und Oleg bei ihrer Arbeit zu begleiten. „Dieses Projekt der Barmherzigkeit muss unbedingt fortgeführt werden“, so Svetlana Nezel bei ihrer Rückkehr. „Marina und Oleg brauchen dringend Unterstützung. Sie schaffen es alleine nicht mehr. Es ist zu viel zu tun!“ „Eine Kuh für Marx“ hat

mit Unterstützung des Fördervereins „SPES VIVA“, des Krankenhauses Sankt Raphael und privater Spenden für die Realisierung des Projekts gesorgt. Nun geht es darum, das Projekt zu stabilisieren und fortzusetzen. Es ist geplant, eine weitere Krankenschwester einzustellen. Und die Eucharistieschwestern in Marx sind ebenfalls bereit, Schwester Julia für drei Stunden täglich freizustellen.



Svetlana Nezel machte sich ein Bild von der Lage vor Ort und begleitete die Pflegekräfte der ambulanten Pflegestation in Marx zwei Wochen lang bei ihrer Arbeit. Foto: Caritas.



Marina versorgt den alleinstehenden Herrn S. nach einem Schlaganfall. Er hat noch nicht einmal Kleidung zum Wechseln. Marina hat ihm Pulli und Hose von ihrem Ehemann mitgebracht. Foto: Svetlana Nezel.

## Das Gefühl geben, Mensch zu sein

Svetlana Nezel begleitete die Pflegefachkräfte Marina Gerasimenko und Oleg Kulikov zwei Wochen bei ihrer Arbeit in Marx und gab ihnen Tipps und Anregungen im Umgang mit ihren Patienten

von Svetlana Nezel

Anfang des Jahres 2012 waren zwei examinierte Krankenpfleger, nämlich Marina Gerasimenko und Oleg Kulikov, auf der Palliativstation in Ostercappeln für ein Praktikum zu Besuch. Sie wollten sich mehr pflegerisches Wissen aneignen, da in der Krankenpflegeausbildung in Russland wenig über die konkrete Pflege gelehrt wird. Die Ausbil-

dung ist dort mit der hiesigen Ausbildung einer Arzthelferin zu vergleichen. Das in Deutschland erworbene Wissen sollte ihnen helfen, in Russland einen ambulanten Pflegedienst aufzubauen, dessen Ideengeber Bischof Clemens Pickel ist und der finanziell durch die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück unter-

stützt wird. Bislang gibt es keinerlei ambulante Pflegedienste in Russland. Kranke und alte Menschen werden von ungelerten Kräften – Nachbarn oder Angehörigen – gepflegt oder bleiben im schlimmsten Fall sich selbst überlassen.

Einen ambulanten Pflegedienst systematisch aufzubauen, stellte Bischof Pickel und sein Team

vor große organisatorische Probleme: Wie sollte man herausbekommen, wo Menschen in großer Not sind? Wie organisiert und finanziert man die notwendige Pflege für sie? Wie kann man die Angehörigen unterstützen? Wo findet man ehrenamtliche Mitarbeiter? Wie kann man die Ärzte, Sozialarbeiter und Seelsorgenden vor Ort dafür gewinnen? Wie kommt man an die notwendigen medizinischen und pflegerischen Hilfsmittel und Medikamente? Und wie werden sie finanziert?

Man muss bedenken, dass es bislang keinerlei ambulante Versorgung dort gibt und dass die bereitwilligen Menschen vor Ort sich beim Aufbau eines solchen Netzwerkes oft fühlen wie Häuslebauer ohne Architekt.

Deshalb wünschte sich Bischof Pickel bei seinem letzten Besuch in der Diözese Osnabrück, dass eine erfahrene Russisch sprechende Pflegefachkraft für einige Zeit kommt, um dieses Vorhaben tatkräftig zu unterstützen.

Da ich selbst aus Russland stamme, fiel schnell die Wahl auf mich. Ich reiste los, ohne genau zu wissen, was sie von mir erwarteten. Allerdings hatte ich mir nicht vorgestellt, dass ich in diesen zwei (!) Wochen nicht nur als Pflegekraft, sondern auch als Physiotherapeutin, Sozialarbeiterin, Psychologin, Seelsorgerin und Supervisorin gefragt war.

### Was habe ich vor Ort konkret gemacht?

Ich habe die beiden jungen Pflegenden vor Ort begleitet

und angeleitet. Ich berichte von zwei Patienten, die ich zusammen mit Marina und Oleg besucht und gepflegt habe, einmal war auch Schwester Julia dabei. Die äußeren Voraussetzungen waren schwierig: tiefster Winter, -18 Grad Kälte, alle Besuche mussten zu Fuß gemacht werden, manchmal bis zu 40 Minuten Weg bei Eisglätte, Arbeitszeit 9-18 Uhr.

Valentina. Dieser Besuch hat mich besonders berührt, obwohl ich durch meine Arbeit Schlimmes kenne – auch mit dem Sterben von Menschen vertraut bin. Am späten Samstagabend kam Schwester Julia aufgeregt zu mir und sagte, dass jemand aus dem Ort unbedingt Hilfe benötigt. Es war eine 62-jährige demente Frau, die seit November 2012 mit Oberschenkelfraktur und wahrscheinlich noch anderen Verletzungen nach einem Sturz aus dem 3. Stock daniederlag. Weil sie ihren Pass und auch den Versicherungsschein der Krankenversicherung verloren hatte, kam kein Arzt zu ihr und sie

durfte auch nicht ins Krankenhaus. Ihre Tochter (Vollzeit-Nachtwache) ist 40 Jahre alt und hat eine siebenjährige Tochter. Sie hat nicht genug Geld, um die ärztliche Betreuung der Mutter privat zu bezahlen. Es war auch nicht möglich, der Frau einen neuen Pass zu besorgen, obwohl sie in Marx geboren ist.

Wir haben Valentina in einem erbärmlichen Zustand vorgefunden. Sie lag in einem kleinen Zimmer auf dem Fußboden bei offener Tür, damit die Nachbarn kommen konnten, um ihr etwas Essen in den Mund zu stecken. Die Frau hatte ihre Finger angegagt, vielleicht vor Hunger oder vor Schmerzen. Der ganze Rücken war von Dekubitus wie verfault. Nach einer Untersuchung sind wir mit dem Taxi zur Apotheke gefahren und haben das Wichtigste gekauft (gegen den Geruch Lavendelöl, Antibiotika usw.). Mit mehreren Pausen wegen des Gestanks haben wir sie gewaschen und ihr Babynahrung gegeben. Während des Waschens hat sie ein



Trost und Zuwendung erfährt Valentina von ihrer siebenjährigen Enkeltochter und Eucharistie-Schwester Julia. Foto: Svetlana Nezel.

wenig gelächelt und am Ende „Auf Wiedersehen“ gesagt. Sie hatte seit langem überhaupt kein Wort mehr gesprochen. Abends haben wir eine Anti-Dekubitus-Matratze geholt für sie. Die ganze Nacht haben wir Pflegenden nicht geschlafen – betroffen und grübelnd verbrachten wir die Stunden bis zum Morgen.

Am nächsten Tag konnten wir den Verband wechseln, der schreckliche Geruch war erträglicher geworden. An den Augen von Valentina konnten wir sehen, wie dankbar sie war. Gegenüber dem ersten Tag, als bei ihr nur Trauer und Verzweiflung zu spüren war, konnte man einen Schimmer von Hoffnung erkennen. Sie beschenkte uns mit dem Wort „Danke“. Ich hatte an diesem Tag keine Kraft wegzugehen, ich spürte, dass ich dableiben musste. Ich saß vor ihr und betete aus dem Herzen für sie, dass Gott sie von ihrem Leid befreien möge. Aber ich betete auch für mich um Kraft und fühlte mich dann besser. Er würde mich nun auch begleiten zu den anderen Kranken, die auf uns warteten.

Am Abend war dann Marina bei Valentina. Von der Tochter hatte ich erfahren, dass Valentina sehr gläubig ist und der evangelischen Kirche angehört. Wir haben den evangelischen Pastor angerufen, der auch kam, aber mit ihr nicht mehr sprechen konnte. Dann hat Schwester Julia noch den katholischen Pastor kommen lassen, der noch um 24 Uhr ankam und mit den Angehörigen für Valentina gebetet hat, worüber sie sehr froh waren.

Am Mittwoch haben wir mit Schwester Julia die Kranke versorgt. Sie hatte hohes Fieber,

war schon marmoriert. Ich wusste, dass es ihr letzter Tag war. Kurz nach unserem Besuch ist sie verstorben. Ich danke Gott dafür, diese Frau kennen gelernt zu haben und ihr in den letzten vier Tagen ihres Lebens das Gefühl gegeben haben zu können, ein Mensch zu sein.

Tamara ist 72 Jahre alt, lebt allein, hatte vor 12 Jahren Brustkrebs, nach Chemotherapie und Bestrahlung ist sie nicht mehr untersucht worden, weil sie zu alt ist. Am Freitag ist sie zu Hause gestürzt, konnte mühselig noch das Telefon erreichen, um ihre Tochter anzurufen. Sie hatte starke Schmerzen, konnte nicht stehen.

Der Arzt kam nicht, weil sie zu alt ist – ohnehin hätte sie bis Montag oder Dienstag warten müssen, weil am Wochenende nicht geröntgt wird. In diesem Zustand haben wir die Patientin am Sonntag kennengelernt. Sie lag im Wohnzimmer auf dem Sofa, konnte sich nur mit Hilfe hinsetzen. Das rechte Bein war stark geschwollen. Die Tochter war voller Angst und hilflos. Sie wusste nicht, wie es weitergehen sollte: Pflege, Tür aufmachen, wenn jemand kommt, etwas gegen Schmerzen tun, zur Toilette bringen. Sofort haben wir Pampers gekauft, wobei es gut war, dass die Tochter genug Geld für alles hatte.

Wir haben dann in Ruhe überlegt, wie Tamara über das Wochenende versorgt werden kann. Am Montag hat die Tochter den Transport organisiert – mit einer selbst gebastelten Trage, weil der Krankenwagen keine „Leerfahrt“ macht. Beim Röntgen wurde eine Oberschenkelfraktur festgestellt. Eine OP kam nicht

in Frage, weil die Patientin schon über 70 ist und sie die OP, so meinte man, nicht überleben würde. Am Abend kam der Arzt und wendete die uralte, bei uns nicht mehr praktizierte Extensions-Methode an, der Unterschenkel wird dafür durchbohrt. Als ich kam, war ich schockiert, das zu sehen. Mir ist diese Methode noch nie begegnet. Der Arzt hat die Angehörigen angewiesen, einfach viermal täglich Wodka über die Wunde zu gießen, um sie zu desinfizieren. Sonst wurde nichts angeordnet, auch keine Thrombose-Prophylaxe.

An Tamara zeigte ich den beiden jungen Pflegekräften, wie sie richtig waschen, Pneumonie- und Dekubitus-Prophylaxe durchführen usw. Sie waren sehr dankbar dafür. Es fehlt ihnen einfach noch das Fachwissen und die Erfahrung.

### **„Es sind schon die kleinen Dinge, die hier viel auf den Weg bringen“**

Es muss einfach weitere Aufbauarbeit geleistet und eine klare Struktur aufgebaut werden. Wir hier in Deutschland können uns eine Patientenversorgung ohne einen Pflegedienst einfach nicht vorstellen. In Russland ist es bislang noch die Normalität. Es sind schon die kleinen Dinge, die hier ganz viel auf den Weg bringen können.

Die Krankenpflegestation ist ein Segen für die Menschen in Marx und ein wichtiger Baustein auf dem Weg in einen menschenwürdigen Umgang mit Kranken und Alten in Russland.

Weitere Praxisbeispiele aus dem zweiwöchigen Aufenthalt in Marx:

*Herr D., 65 Jahre alt, Schlaganfall, Parkinson, beginnende Alzheimer. Liegt seit zwei Jahren zu Hause, wird von seiner Frau gepflegt. Er kann mehr als seine Frau meint. Sie behandelt ihn mit Aggressivität. Beim ersten Gespräch weinte er, war traurig und hilflos. Mit seinem Rollstuhl, den er bekommen hat, kann er nicht umgehen. Für die Frau ist es nicht vorstellbar, ihren Mann im Bett zu waschen. Sie versucht, ihn einmal im Monat zu baden. Das ist für ihn eine Quälerei. Den ganzen Monat werden nur die Pampers gewechselt. Man sieht ihm die falsche Behandlung an. Es war mühevoll, die Frau davon zu überzeugen, dass es besser ist, den Mann öfter im Bett zu waschen als einmal im Monat zu baden. Die Frau hat kein Ver-*

*trauen zum Pflegepersonal, das ihr noch mehr zur Pflege zeigen könnte. Als sie uns dann nach langem Gespräch erlaubte, den Mann im Bett zu waschen, war sie ganz begeistert.*

*Herr P., 60 Jahre alt, Schlaganfall, lebt allein, sehr schwach, liegt manchmal zwei bis drei Tage, weil er nicht aufstehen kann, hat nur einen Eimer als Toilette. Ab und zu kommen die Nachbarn durch die offene Tür und bringen etwas zu essen. P. ist bereit, etwas zu zahlen für Betreuung, aber er hat kein Vertrauen zu den Menschen, weil er mehrfach ausgenutzt und enttäuscht wurde. Ehrenamtliche aus Kirchengemeinden könnten hier helfen.*

*Frau P., 80 Jahre, Schlaganfall, lebt allein, sehr depressiv, traurig, weint oft, singt traurige Lieder, kann langsam mit Gehstock laufen, Toilette im Hof.*

*Tochter kommt ab und zu. Sie braucht jemanden, der ihr zuhört, mit dem sie sprechen kann, der sie zuverlässig pflegt. Nach zwei Tagen, an denen wir mit ihr intensiv gesprochen haben, hat sie schöne Lieder über die Liebe gesungen und Oleg durfte sie an Armen und Beinen massieren.*

In 2012 hat „Eine Kuh für Marx“ das Hauskrankenpflege-Projekt in Marx mit 16.000 Euro unterstützt, darunter 14.000 Euro aus Privatspenden und 2000 Euro vom Förderverein SPES VIVA. SPES VIVA übernahm darüber hinaus die Kosten für den Aufenthalt von Marina und Oleg in Deutschland. Auch das Krankenhaus Sankt Raphael, Ostercappeln hat dazu beigetragen, dass das Hauskrankenpflegeprojekt auf einem guten Weg ist. Es stellte Svetlana Nezel für den Aufenthalt in Marx frei und ließ Martina und Oleg bei sich hospitieren.

In 2013 erwartet „Eine Kuh für Marx“ durch den Ausbau des Projekts mit einer dritten Pflegekraft ein Projektvolumen von über 20.000 Euro. Der Förderverein SPES VIVA hat unmittelbar vor Redaktionsschluss weitere 5000 Euro für das Pflegeprojekt in Marx in Aussicht gestellt. Zur Finanzierung des Projekts sind weitere Spenden dringend notwendig.



Auch das gehört zur häuslichen Krankenpflege: Oleg massiert Frau P. die Hände und hat ein offenes Ohr für sie. Foto: Svetlana Nezel.



### „Eine Kuh für Marx“ hat neue Unterstützer

Der Ruller Wallfahrtsverein hat die Kollekte der jüngsten Männerwallfahrt der Russlandhilfe „Eine Kuh für Marx“ zur Verfügung gestellt. Mit 1.600 Euro können Kühe für zwei bedürftige russische Familien angeschafft werden. Karl-Heinz Ast (links) und Rolf Beßmann (Mit-



Foto: Caritas.

te) überreichten Ottmar Steffan die Spende. Die Vorstandsmitglieder des Wallfahrtsvereins erhielten dabei Informationen über die Empfänger im Gebiet Omsk (Sibirien): Eine Kuh geht an ein Ehepaar, das drei noch nicht volljährige Kinder hat und mit 525 Euro im Monat zu-rechtkommen muss. Die zweite Familie hat es noch schlimmer

getroffen: Die Eltern sind derzeit arbeitslos, der Vater findet lediglich von Zeit zu Zeit eine Beschäftigung als Wanderarbeiter. Gerade einmal 160 Euro hat die vierköpfige Familie monatlich zur Verfügung. „Besonders an der Landbevölkerung zeigt sich die Not, denn dort fehlt es oft an Arbeitsplätzen. Ohne einen eigenen Garten und Vieh ist das Überleben in den Dörfern sehr schwer“, so Steffan.

### Ausstellung im Kreishaus

Vom 15. April bis zum 10. Mai 2013 sind im Kreishaus des Landkreises Osnabrück Bilder aus der Arbeit der Russlandhilfe „Ein Kuh für Marx“ zu sehen. Die Bilder zeigen engagierte junge Menschen aus dem Bistum Osnabrück bei ihrem Einsatz für die Menschen in Russland und geben einen Einblick in den Armutsalltag russischer Kinder. Die Ausstellung ist zu den Öffnungszeiten des Kreishauses zu besuchen. Die ausdrucksstarken Fotos von Bischof Clemens Pickel und Ottmar Steffan über Menschen und

ihr Leben in Russland beeindruckten bereits ein breites Publikum in einer großen Ausstellung im Rahmen der Renovabis-Bundeseröffnung 2012 in Osnabrück. In Kooperation mit dem Sozialen Seminar e.V. findet im Kreishaus die Ausstellung mit Fotografien der beiden Russlandkenner statt. Ihre Bilder werden ergänzt durch Plakate, die jugendliche Teilnehmer des Sozialen Seminars nach Russlandaufenthalten erstellt haben.

### Ein jahrelanger Traum wird endlich wahr



Foto: Gymnasium Tomsk.

Nachdem sich Schüler und Lehrer bei der Einweihung des neuen Schulgebäudes in Tomsk an den hellen und schönen Räumen

erfreut hatten, mussten sie im Herbst letzten Jahres zunächst in ihr altes Schulhaus zurückkehren.

Es waren noch einige Arbeiten und Nachbesserungen erforderlich, wie zum Beispiel die Montage der Treppengeländer, die Fertigstellung des Fußbodens im Sportsaal und eine Reparatur am Dach. Am 10. Januar, dem ersten Schultag im neuen Jahr, konnte nun endlich der Unterricht im neuen Schulhaus am Gymnasium in Tomsk beginnen.

### **FDA-Partnerseminar in Jekaterinburg**

Seit Sommer 2003 werden im Rahmen des Bistumsprogramms „Freiwillige Dienste im Ausland“ (FDA) Freiwillige auch nach Russland entsendet. Am 9. und 10. Februar 2013 fand das erste russische Partnerschaftswochenende im Anschluss an das Zwischenseminar der Freiwilligen in Jekaterinburg statt. Verantwortliche Mitarbeiter von fünf der sechs Einsatzstellen

waren vertreten.

Die 15 Teilnehmer haben die beiden Tage intensiv dafür genutzt, Ziele der Freiwilligenarbeit vor Ort aus den verschiedensten Blickwinkeln sowie Herausforderungen, Chancen und Probleme zu formulieren. Verbesserungsvorschläge für die Begleitung von Freiwilligen sowie den Spracherwerb vor und nach der Einreise wurden zusammengestellt. Das Partnerschaftstreffen wird in Zukunft regelmäßig stattfinden.

### **Reverse-Programm des Bistums Osnabrück**

Seit August 2012 befinden sich drei ausländische Freiwillige im so genannten Reverse-Projekt des Bistums Osnabrück, um ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) zu absolvieren. Zalina Pkeshkova kommt aus Naltchik/Kaukasus, Russland. Die 24-Jährige hat ein Ökonomie- und Managementstudium absolviert und ist derzeit im Paulus-Heim, einem Altenpflegeheim in Osnabrück, beschäftigt. Die

zweite Freiwillige aus Russland heißt Daria Nefedova und kommt aus Sankt Petersburg. Sie ist 23 Jahre alt und hat einen Hochschulabschluss im Bereich Telekommunikation. Außerdem hat sie ein Fernstudium der Psychologie beendet. Parallel dazu hat sie zwei Jahre lang als Freiwillige und Freiwilligenkoordinatorin für den Verein „Perspektiv“ im Behindertenheim in Pawlowsk gearbeitet. Sie befindet sich während ihres FSJ im Montessori-Kinderhaus Belm/ Haltern, einer Einrichtung der Heilpädagogischen Hilfe Osnabrück. Die dritte im Bunde heißt Lorena Gotierrez und kommt aus Lima/Peru. Sie hat die Oberschule beendet und nutzt ihr FSJ in der Horst-Koesling-Schule, ebenfalls eine Einrichtung der Heilpädagogischen Hilfe Osnabrück, zur Berufsorientierung.

### **Kontrollen in Russland**

Anlässlich der Überprüfungen von Nichtregierungsorganisationen (NGOs), von denen auch die Caritas und die katholischen Gemeinden in Russland betroffen waren, hat sich Caritasdirektor Franz Loth besorgt über die Entwicklung in Russland gezeigt. Loth appellierte an den russischen Staat, seine Willküraktionen gegenüber den NGOs zu überdenken. Aus seiner Sicht sei es für die Zukunft Russlands und seiner Bevölkerung unbedingt notwendig, dass der Staat zukünftig mit seinen zivilgesellschaftlichen Kräften gemeinsam Perspektiven für ein demokratisches und in seiner Vielfalt aufgestelltes Russland entwickle.



Daumen hoch für das FDA-Partnerseminar in Jekaterinburg. Foto: Caritas.

# Eine Kuh für Marx unterstützte 2012 Projekte mit über einer Million Euro

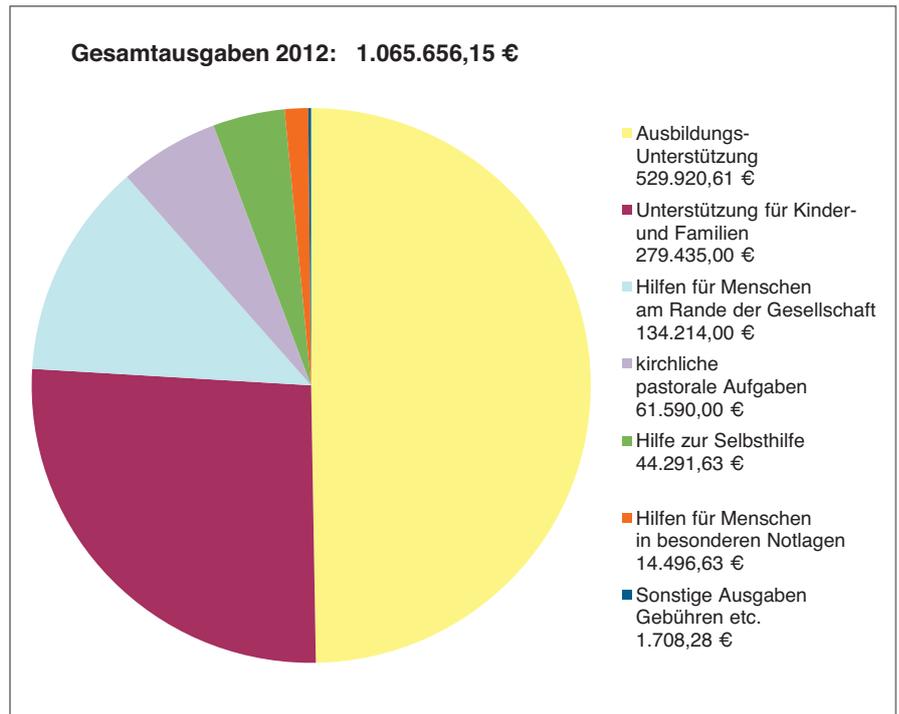
von Sabine Hahn

Über eine Million Euro Spenden konnte „Eine Kuh für Marx“ 2012 für die Russlandprojekte zur Verfügung stellen. Dies entspricht einer Steigerung von über 45% gegenüber dem Vorjahr. Die Stiftungsgelder sind um 49,6% von 603.449 Euro auf 903.017,87 gestiegen, die Privatspenden um 28% von 127.001 auf 162.638,28 Euro.

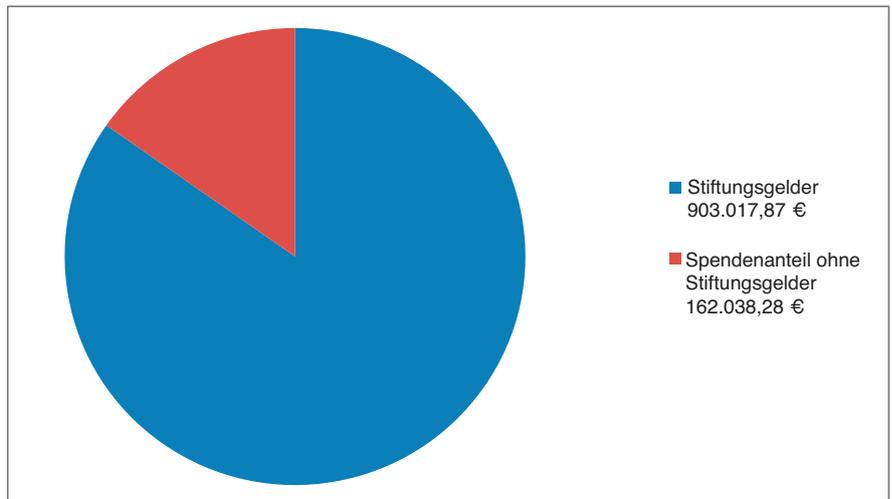
Den deutlichsten Zuwachs gab es im Bereich der Ausbildungsunterstützung und der kirchlich-pastoralen Aufgaben. Grund dafür ist die hohe Summe von 250.000 Euro Stiftungsgeldern, die zur Fertigstellung des Gymnasiums in Tomsk aufgewendet wurde (wir berichteten in Heft 41). So haben sich die Ausgaben im Bereich der Ausbildungsunterstützung von 280.453 Euro auf 529.920,61 Euro erhöht.

Einen überdurchschnittlichen Spendenzuwachs gab es ebenfalls im Bereich der kirchlich-pastoralen Aufgaben. Durch die eingeworbenen Spendenmittel für das „Haus der Stille“ stieg der Spendenzuwachs um mehr als das Doppelte von 29.404 Euro auf 61.590 Euro. Hierbei

Spendenaufteilung 1.1 - 31.12.2012 Russlandhilfe



Aufteilung der Stiftungs- und Privat-Spendengelder 1.1 - 31.12.2012



handelt es sich weitgehend um private Spenden. Durch einen Spendenaufruf kam eine Summe von 32.000 Euro zusammen (siehe Seite 20f.) Dies ist dem großen Vertrauen und der Verbundenheit vieler privater Spender mit dem Bistum Sankt Clemens und Bischof Pickel zu verdanken.

Die Aufteilung der Spendengelder in 85% Stiftungsgelder und

15% Privat-Spendengelder ist zum Vorjahr nahezu gleich geblieben (2011: 83% Stiftungsgelder, 17% private Spendengelder). Allerdings gibt es innerhalb der einzelnen Bereiche große Unterschiede: Die Bereiche „kirchlich-pastoralen Aufgaben“ und „Hilfe zur Selbsthilfe“ haben den höchsten Anteil an privaten Spendengeldern. Die Arbeit der Priester und Schwestern im Bistum

Sankt Clemens wird mit rund 80% der Spendengelder von Privatpersonen überwiegend aus dem Bistum Osnabrück unterstützt. Im Bereich „Hilfe zur Selbsthilfe“ sind 69% private Spenden, unter anderem Spenden für Kühe. Im Bereich „Menschen in besonderen Notlagen“ teilt sich die Summe von 14.496,63 Euro auf in 53% private Spenden und 47% Stiftungsgelder. Beide Spendenanteile sind konkreten Notfallprojekten zugeordnet worden. Dazu zählte in 2012 zum Beispiel der Wasserschaden im Caritasbüro der Diözesancaritas in Sankt Petersburg und die Winternotfallhilfe.

In allen anderen Bereichen überwiegt deutlich der Anteil der Stiftungsgelder: Mit 96% ist deren Anteil bei der Ausbildungshilfe am größten. Neben den bereits erwähnten Zuwendungen zum Schulneubau in Tomsk dienen die Gelder zur Fortbildung von Fachkräften in ihrer Arbeit mit Menschen mit Behinderung in Sankt Petersburg (siehe Titelgeschichte). Die 4% der privaten Spendengelder teilen sich auf in den Aufbau des Pflegedienstes in Marx an der Wolga und eine Privatspende an das Gymnasium in Tomsk.

93% der 279.435 Euro für die „Unterstützung von Kindern und Familien“ sind Stiftungsgelder. Damit können zum Beispiel Projekte wie „Schutz des Lebens“ und das Mutter-Kind-Beratungszentrum in Sankt Petersburg (Seite 29f.), Kinderzentren in Westsibirien und Südrussland sowie der Spielplatzbau in Orenburg unterstützt werden. Die 7% Privatspenden unterstützen die Gemeinschaft

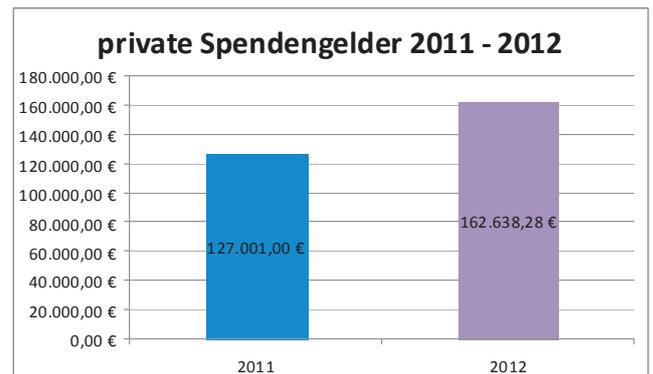
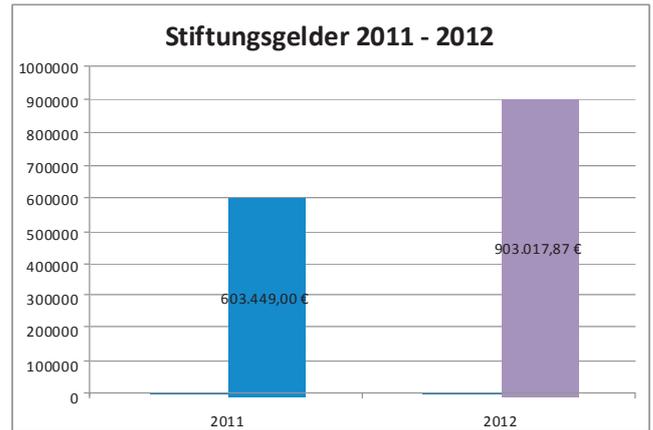
Johannes XXIII., den Montessori-Kindergarten in Orsk und Ferienfreizeiten der Kinderzentren. Die „Hilfe für Menschen am Rande der Gesellschaft“ wird mit 86% ebenfalls von Stiftungsgeldern dominiert. Die Obdachlosenhilfe in Novosibirsk, Omsk und Barnaul kann damit durchgeführt werden. Die 14% Privat-Spenden unterstützen die Obdachlosenhilfe in Wolgograd und Ulan Ude und den Pflegedienst in Marx.

Die Stiftungsgelder garantieren, dass die großen Projekte und Einrichtungen langfristig arbeiten und existieren können. Die Weiterbildung und Qualifizierung der Fachkräfte wäre ohne diese finanziellen Ressourcen nicht denkbar. Erst durch diese Professionalisierung der Sozialarbeit werden die Einrichtungen zu impulsgebenden Faktoren und zu realistischen Partnern für staatliche Einrichtungen vor Ort. Ebenso wäre die umfangreiche Obdachlosenhilfe in Sibirien ohne den hohen Anteil der Stiftungsgelder nicht denkbar.

Die privaten Spenden spiegeln den engen Bezug der beiden Bistümer Osnabrück und Sankt Clemens in Südrussland wider. Ihr wichtiger Beitrag liegt in der Nähe zu den Menschen, die dort leben und arbeiten, und durch

die eine direkte Hilfe für Notleidende Menschen ermöglicht wird. Das Wissen, in den Spendern von „Eine Kuh für Marx“ einen Rückhalt und einen dauerhaften Partner zu haben, gibt den bedürftigen Menschen vor Ort, Ordensleuten, Priestern und Schwestern, der Familiengemeinschaft Johannes XXIII. sowie Caritas-Mitarbeitern der sozialen Einrichtungen ein Gefühl der Sicherheit und des Verständnisses. Dies findet nicht nur Ausdruck in dem stabilen Spendenaufkommen, sondern auch in den regelmäßigen persönlichen Begegnungen in Russland und im Bistum Osnabrück.

„Eine Kuh für Marx“ sagt DANKE im Namen aller Menschen, die auf die unterschiedlichen Hilfen so dringend angewiesen sind, und denen durch die vielen Spenden geholfen werden konnte.



# Wir über uns

Seit über 13 Jahren unterstützt „Eine Kuh für Marx“, die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., bedürftige Menschen in Russland.

## Wir helfen

- benachteiligten Kindern und Familien in Not mit dem russlandweiten Kuhprojekt.
- Kindern und Jugendlichen durch Tagesbetreuung in den Kinderzentren in Westsibirien und Südrussland.
- obdachlosen Menschen durch medizinische Notversorgung, Mahlzeiten und Wiedereingliederungshilfe.
- alten und kranken Menschen sowie Menschen mit Behinderung durch die Unterstützung bei der Ausbildung von Pflegekräften und Angehörigen.

## Wir unterstützen

- den Neubau des katholischen Gymnasiums in Tomsk.
- die Mutter-und-Kind-Häuser in Tscheljabinsk und Novosibirsk.

- das Projekt „Schutz des Lebens“ Sankt Petersburg.
- die Familienhäuser der Gemeinschaft „Johannes XXIII.“ in Astrachan, Wolgograd und Elista.
- Ordensschwestern und Priester des Bistums Sankt Clemens.
- die Arbeit der russischen Caritas durch Hospitationen in Deutschland.

**Wir betreuen** im Rahmen des Programms „Freiwilligendienste im Ausland“ (FDA) junge Menschen aus dem Bistum Osnabrück, die ein freiwilliges Jahr in Russland verbringen. Sie leben und arbeiten in verschiedenen Städten und Projekten der Caritas.

**Wir organisieren** in Zusammenarbeit mit dem Sozialen Seminar e.V. Osnabrück jährliche Jugendbegegnungen in Russland oder Osnabrück, wie zum Beispiel den Spielplatzbau in Orsk und Orenburg.

## Impressum:

„Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück  
[www.eine-kuh-fuer-marx.de](http://www.eine-kuh-fuer-marx.de)  
[www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de](http://www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de)



## Redaktionsverantwortliche:

Ottmar Steffan, 0541/34978-164  
[osteffan@caritas-os.de](mailto:osteffan@caritas-os.de)  
 Sabine Hahn, 0541/34978-167  
[shahn@caritas-os.de](mailto:shahn@caritas-os.de)

**Hinweis:** Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

**Titelfoto:** Lisa Leonowa



Gedruckt auf chlofrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen.

## Überweisungsauftrag / Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts		Bankleitzahl	Den Vordruck bitte nicht beschädigen, knicken, bestempeln oder beschmutzen.
Empfänger: Name, Vorname / Firma (max. 27 Stellen)		Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V.	
Konto-Nr. des Empfängers	Bankleitzahl		
235085	265 501 05		
bei (Kreditinstitut)		Sparkasse Osnabrück	
Name Spender/In und ggf. Stichwort		EURO	Betrag
PLZ, Ort und Straße des Spenders			
Kontoinhaber/Einzahler: Name (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)			
Konto-Nr. des Kontoinhabers			

SPENDE

## Zuwendungsbestätigung zur Vorlage beim Finanzamt für Spenden bis 200,- €

Konto-Nr. des Auftraggebers	
Beleg/Quittung für den Auftraggeber	
Empfänger:	Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V.
Konto-Nr. bei	bei Sparkasse Osnabrück
235 085	
Verwendungszweck	EUR
Hilfe für Russland	
Auftraggeber/Einzahler	

Datum

Unterschrift



